

Vorwort

Als ich dieses Buch zum ersten Mal in die Hand bekam, war ich offen gesagt nicht besonders begeistert. Mir gefiel nicht, wie der Autor manchmal einfach nur Bibelstellen aneinanderreihete, ohne sich mit den einzelnen näher zu beschäftigen. Manche dogmatischen Aussagen waren mir zu wenig ausgewogen. Doch trotzdem wollte ich das Buch nicht wieder aus der Hand legen. Bei ihm handelt es sich schließlich um eine Stimme aus der Zwei-Drittel-Welt, aus einem von Krieg, Armut und Korruption gebeutelten Land – und damit einem, das der Lebenswelt Jesu und der ersten Apostel um vieles näher ist als mein eigenes Umfeld. Vielleicht waren also meine Vorbehalte nichts weiter als die westliche Arroganz, mit der ein Doktor der Theologie vom bequemen Lehnstuhl aus über einen Praktiker im Dienst der Menschen urteilt.

Und ich muss sagen, je mehr ich mich mit diesem Buch beschäftigt habe, desto mehr fesselte es mich. In dem Werk, das aus einer Vortragsreihe entstanden ist, schreibt Fernando einfache Wahrheiten und schlichte Weisheiten, die aber gerade wegen ihrer Einfachheit und Schlichtheit in der bunten Glitzerwelt moderner und postmoderner Gemeinden ebenso gern übersehen werden wie im alltäglichen Getriebe traditioneller Kirchen. Ihm geht es nicht um spektakuläre Erfahrung und atemberaubende Erlebnisse, sondern vor allem um ein Leben, das im ganz klassischen Sinn Gott die Ehre gibt und in der Nachfolge Jesu verwurzelt ist. Sein Schwerpunkt liegt deshalb auf einem Bereich, den wir zu unserem eigenen Schaden oft verleugnen: der Ausformung eines christlichen Charakters.

Fernando knüpft damit im besten Sinne an pietistische und andere Traditionen an. Die meisten seiner Erkenntnisse sind deshalb nicht neu, nur oft vernachlässigt. In seinem Vorwort, das hier nicht übersetzt wurde, vergleicht der Autor sein Buch mit einer Checkliste, die ein Pilot vor dem Start seines Flugzeugs durchgehen müsse. An sich sei das wenig aufregend, man lerne damit auch keinen Kunstflug, allerdings sei die regelmäßige Kontrolle aller wichtigen Teile für ei-

nen reibungslosen Flug absolut notwendig. Dieser Vergleich trifft das vorliegende Buch sehr gut. Hier geht es tatsächlich nicht um neue Gemeindeaufbaumethoden, interessante Gottesdienstmodelle oder auch nur um tief greifende theologische Gedanken. Es ist tatsächlich eher so etwas wie eine Checkliste, die dem Leser helfen soll, sein eigenes geistliches Leben einmal systematisch durchzugehen. Wenn man dabei auf Bereiche stößt, die eine besondere Aufmerksamkeit erfordern, hat das Werk eigentlich seinen Zweck erfüllt. Mir jedenfalls hat es in dieser Hinsicht sehr geholfen und mir Stoff geliefert, über den ich sicher noch eine Weile nachdenken werde.

Ich hoffe, dass ich damit nicht der Einzige bleibe. Denn ohne die grundlegenden Dinge, ohne Arbeit am eigenen Charakter, ohne das, was den Glauben schon seit den Aposteln geprägt hat und prägen sollte, führen neue Erkenntnisse zwar zu einem Methodenfeuerwerk, jedoch nicht zu verändertem Leben und einer veränderten Welt.

Thomas Weissenborn,

Autor u. a. von „Geheimnis der Hoffnung“ und „Christsein in der Konsumgesellschaft“

1. Den Griechen ein Grieche

Soll man gleich im ersten Kapitel betonen, wie wichtig es ist, sich mit den Menschen zu identifizieren, unter denen man arbeitet? Ich habe lange gezögert, dieses Buch so zu beginnen. Damit steht doch alles schnell unter einem negativen Vorzeichen. Aber so startet nun einmal der Bibeltext, mit dem wir anfangen wollen, und davon möchte ich eigentlich nicht abweichen. Und je mehr Kapitel ich angefügt habe, desto deutlicher wurde mir auch, dass es tatsächlich der richtige Einstieg ist, denn hierbei geht es um das zentrale Element christlichen Lebens. Obwohl heute viel über „inkarnatorischen Lebensstil“ geredet wird und darüber, dass wir uns mit den Menschen identifizieren müssen, habe ich trotzdem das Gefühl, dass wir ein neues Verständnis dafür entwickeln müssen, was das wirklich für unseren Dienst unter den Menschen bedeutet.

Was die Bibel sagt

Johannes beginnt sein Evangelium mit einer tief gehenden theologischen Meditation über das Geheimnis der Inkarnation, der Menschwerdung Gottes. Markus beginnt ebenfalls mit der Inkarnation, allerdings tut er es in dem lebendigen und fast schon hastigen Stil, der sein ganzes Evangelium charakterisiert. Er berichtet zunächst über das Auftreten Johannes des Täuflers, der dem Messias den Weg bereiten sollte (1,2f.). Dann beschreibt er den Auftrag des Johannes, der „in der Wüste“ war und „die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden“ predigte (1,4). Markus führt aus: „Und es ging zu ihm hinaus das ganze jüdische Land und alle Leute von Jerusalem und ließen sich von ihm taufen im Jordan und bekannten ihre Sünden.“ (1,5) Jerusalem war die Hauptstadt der religiösen Elite. Unter denen, die sich zu Johannes aufmachten, waren nach Matthäus „viele Pharisäer und Sadduzäer“ (Matthäus 3,7).

In Vers 9 präsentiert Markus nun einen starken Kontrast, indem er sagt: „Und es begab sich zu der Zeit, dass Jesus aus Nazareth in Galiläa kam und ließ sich taufen von Johannes im Jordan.“ Nazareth

war ein Ort in Galiläa, über den ein anderer Galiläer, Nathaniel, ausrief: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen!“ (Johannes 1,46) Sogar die Einwohner von Galiläa schienen also von Jesu Heimatstadt nicht besonders viel zu halten.

Aber das ist noch nicht alles. Jesus kam und „ließ sich taufen von Johannes im Jordan“ (Markus 1,9b). Warum sollte sich der sündlose Retter der Welt einer „Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden“ (1,4) unterwerfen? Matthäus berichtet: „Aber Johannes wehrte ihm und sprach: Ich bedarf dessen, dass ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir?“ (Matthäus 3,14) Jesu Antwort ist der Schlüssel dafür, warum er sich der Taufe unterwarf: „Lass es jetzt geschehen! Denn so gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ (Matthäus 3,15) „Alle Gerechtigkeit erfüllen“ meint nichts anderes, als alles zu tun, was zu einer gehorsamen Gottesbeziehung dazugehört. Für sich persönlich brauchte Jesus keine Taufe, weil er ja sündlos war. Aber für jeden anderen gehört sie zu einem Leben mit Gott dazu, deshalb wurde durch sie „alle Gerechtigkeit erfüllt“. Als Haupt der Gemeinde teilte Jesus alle Erfahrungen seines Volkes. Durch seine Taufe offenbarte er den Menschen ihre Nöte, damit er ihnen in ihren Nöten begegnen konnte.

Um sich mit den Menschen zu identifizieren, denen er dienen wollte, wurde er einer von ihnen und unterwarf sich sogar diesem Ritus, obwohl er ihn persönlich eigentlich nicht nötig hatte. Diese Art der Identifikation war für das ganze irdische Leben Jesu charakteristisch. In diesem Fall beinhaltete sie für Jesus zwar keine besonderen Leiden, doch sein ganzes Leben ist eine Illustration dafür, wie sehr er sich mit uns identifizierte, um unser Erlöser zu sein.

Der große amerikanische Erweckungstheologe Jonathan Edwards hat gezeigt, dass das Opfer Christi tatsächlich schon in der Inkarnation begann – als er sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm – und weiterging, bis Christus schließlich die Sünde der Welt am Kreuz trug. Nach Edwards wurde die unendliche Kluft zwischen Menschen und Gott dadurch überbrückt, dass der Herr des Himmels seinen Thron der Herrlichkeit verließ und ein hilfloses Kind wurde. Aus diesem Grund ist das Opfer dieses Mannes genug, um für die

Sünde der Welt zu bezahlen. Denn schließlich war es ein unendlich großes Opfer.

Jesus wurde in einem Stall geboren, weil kein Raum in der Herberge war. Als Kind musste er nach Ägypten fliehen, denn in seinem Heimatland war er nicht mehr sicher. Nach seiner Rückkehr wuchs er in einer obskuren Kleinstadt auf, von der nicht viele Menschen irgendetwas Gutes erwarteten (Johannes 1,46). Obwohl er der Schöpfer des Himmels und der Erde war, war er seinen irdischen Eltern gehorsam (Lukas 2,51). Als Jugendlicher musste er vermutlich recht bald das Geschäft seines verstorbenen Vaters übernehmen und konnte deshalb nicht studieren. Als er später seinen Dienst begann, hat man ihm genau das vorgehalten (Johannes 7,15). Das sind jedoch exakt die Probleme, mit denen sich ein großer Teil der Weltbevölkerung täglich herumschlagen muss.

Jesus nahm dieselben emotionalen Leiden auf sich, die alle von uns haben. Seine Eltern verstanden ihn nicht, als er als Jugendlicher verschwand, um mit den geistlichen Leitern im Tempel zu diskutieren (Lukas 2,50). Seine Familie hielt ihn anfangs für verrückt und glaubte nicht an ihn (Markus 3,21). Kurz bevor er Lazarus von den Toten auferweckte, ließ er eigene Tränen zu, als er das Weinen von Lazarus' Schwester sah (Johannes 11,35). Seine engsten Freunde verstanden nicht, worum es ihm in seinem Dienst eigentlich ging. Einer von ihnen stahl aus der Gemeinschaftskasse Geld (Johannes 12,6) und verriet ihn später. Ein anderer bestritt vehement, ihn überhaupt zu kennen. In der Nacht vor seinem Tod stritten sie darüber, wer von ihnen der Größte sei (Lukas 22,24) – und das, obwohl er ihnen kurz zuvor durch die Fußwaschung gezeigt hatte, wie wahres Dienen aussieht. Dann verließen sie ihn alle, als er verhaftet wurde (Matthäus 26,56). Seine Gegner verleumdeten ihn ständig und sogar seine Taten der Barmherzigkeit bezeichneten sie als Werke des Teufels (Matthäus 12,24). Mit ihren falschen Anschuldigungen gelang es ihnen schließlich, ihn ans Kreuz zu bringen.

Verschiedene Ereignisse während seines öffentlichen Auftretens zeigen das ganze Paradox eines Herrn der Schöpfung, der Bedürfnisse hat:

- Der Schöpfer des Himmels und der Erde fastete vierzig Tage und ihn „hungerte“ (Matthäus 4,2) – so sehr, dass er versucht war, diesen Hunger auf falsche Weise zu stillen.
- Der, dem das ganze Universum gehört, fand keinen Platz, wo er „sein Haupt hinlegen“ konnte (Matthäus 8,20).
- Später erleben wir ihn, wie er so vielen Menschen hilft, dass er nicht einmal zum Essen kommt. Also sagte er seinen Jüngern: „Geht ihr allein an eine einsame Stätte und ruht ein wenig.“ Er selbst bekam diese Ruhe jedoch nicht, denn wo immer er hinging, folgten ihm die Menschenmassen. Daher predigte er den Menschen, statt auszuruhen. Doch selbst nach einer langen Lehrstunde kümmerte er sich noch um die Bedürfnisse seiner Zuhörer und speiste sie mit fünf Broten und zwei Fischen (Markus 6,31-42). Der Schöpfer von Nahrung und Zeit fand also keine Gelegenheit, selbst zu essen oder auszuruhen, aber er war in der Lage, mit der Mahlzeit eines Kindes fünftausend Menschen satt zu machen.
- Als Jesu hörte, dass sein Freund Lazarus krank war, gebot er der Krankheit nicht einfach, wie er es ein andermal getan hatte (Lukas 7,6-10). Stattdessen lief er wenigstens dreißig Kilometer (nach Ansicht mancher Gelehrter waren es sogar rund hundertdreißig Kilometer) nach Bethanien in Judäa (Johannes 11). Diese Reise war nicht ungefährlich, denn schließlich war er kurz zuvor aus Judäa geflohen, weil man ihn dort einsperren wollte. Und eigentlich hatte er gerade jenseits des Jordans einen erfolgreichen Dienst begonnen (Johannes 10,39-42). Die Frage der Jünger ist also durchaus verständlich: „Meister, eben noch wollten die Juden dich steinigen, und du willst wieder dorthin ziehen?“ (Johannes 11,8)
- Beim letzten Abendmahl schließlich nahm der Herr der Herren, den seine Anhänger ehrfurchtsvoll „Meister“ nannten, ein Handtuch, um seinen völlig überraschten Jüngern wie ein Sklave die Füße zu waschen (Joh 13).
- Am meisten hat Jesus jedoch bei seinem Tod auf alle Rechte verzichtet, um die Menschheit zu retten. Seine Anfechtungen im

Garten Gethsemane zeigen, dass es für ihn schwierig war, sich diesem Leiden zu stellen. Er nahm seinen Tod also keineswegs auf die leichte Schulter. Damit steht er in starkem Kontrast zu vielen christlichen Märtyrern der Kirchengeschichte, die freudig in den Tod gegangen sind. Aber sein Tod war anders, denn „der von keiner Sünde wusste“, wurde „für uns zur Sünde gemacht“ (2. Korinther 5,21). Das Band der Dreieinigkeit, dessen Tiefe und Verbundenheit unser menschlicher Verstand noch nicht einmal ansatzweise erfassen kann, wurde in einer solchen Weise zerrissen, dass Jesus am Kreuz ausrief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Markus 15,34) Es wird berichtet, dass Martin Luther, als er über diese Stelle meditierte, verzweifelt ausgerufen haben soll: „Gott von Gott verlassen! Wer kann das verstehen?“ Und trotzdem lesen wir an zwei Stellen der Passionsgeschichte, dass Jesus jederzeit Gottes Engel hätte zu Hilfe rufen können, damit ihm das Kreuz erspart bliebe (Matthäus 26,53; Johannes 18,36).

Paulus beschreibt in sehr bewegenden Worten diese Selbstentäußerung Christi:

„Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.“ (Philipper 2,6-8)

Der, der Gott gleich war, wurde zu einem Nichts. Der Herr der ganzen Schöpfung wurde ein Sklave. Der Schöpfer selbst ist gestorben. Der König, der Souverän der Weltgeschichte, wurde gehorsam bis zum Tod. Der Sündlose hat den Lohn der Sünde getragen, den Tod.

Das ganze Leben Christi ist ein Paradox, das durch den Wunsch, die Menschheit zu erlösen, vorangetrieben wird. Er nahm Lasten auf sich, die er nicht hätte tragen müssen, gab Dinge auf, die eigentlich seine legitimen Rechte gewesen wären. Und kurz bevor er diese Welt

verließ, sagte er seinen Jüngern: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Johannes 20,21). Seine Mission wurde unsere Mission. Beim letzten Abendmahl rief er seine Jünger dazu auf, wie er selbst ihr Leben für andere hinzugeben (Johannes 15,12f.). Dann fuhr er fort, dass man an ihrer Bereitschaft dazu erkennen könne, ob sie wirklich seine Jünger seien (Johannes 15,14).

Paulus übernahm unmittelbar von seinem Herrn die Praxis der Inkarnation und Identifikation mit den Menschen, denen er diente. Sehr gut drückt er das in 1. Korinther 9 aus, wo er verschiedene legitime Rechte erwähnt, die er aufgibt, um effektiver dienen zu können (1. Korinther 9,1-18). Dann führt er aus: „Obwohl ich frei bin von jedermann, habe ich doch mich selbst jedermann zum Knecht (wörtlich: Sklaven) gemacht, damit ich möglichst viele gewinne.“ (1. Korinther 9,19) Im Folgenden spricht er davon, wie er „wie ein Jude“ geworden ist, „wie einer unter dem Gesetz“ und „wie einer ohne Gesetz“, um sowohl Juden wie Nichtjuden anzusprechen (9,20f.).

Im nächsten Vers lässt er sogar das Wörtchen „wie“ (griech. *hos*) ganz weg: „Den Schwachen bin ich ein Schwacher geworden, damit ich die Schwachen gewinne.“ (9,22a) Er wurde also nicht *wie* eine schwache Person, er wurde tatsächlich schwach. Ich fürchte, wir alle tun unseren Dienst eher aus einer Position der Stärke heraus. Es schmeichelt unseren Egos nicht, wenn wir schwach sind. Aber das ist genau das, was Diener oder Sklaven sind: schwach. Paulus schließt deshalb seine Ausführungen mit folgenden Worten ab: „Ich bin allen alles geworden, damit ich auf alle Weise einige rette.“ (1. Korinther 9,22)

Der Begriff *doulos*, der im Neuen Testament gebraucht wird, um unser Dasein als Diener zu beschreiben, wird in den meisten Übersetzungen mit „Knecht“ wiedergegeben. Richtiger wäre es allerdings, von „Sklave“ zu sprechen. Zur biblischen Identifikation und Inkarnation gehört es, dass wir für andere schwach werden. Freilich können wir das nicht ohne die Stärke tun, die aus unserer Identität in Christus kommt. Doch das werden wir in Kapitel 3, „Von Gott bestätigt“, weiter ausführen.

Unser Leben ist also ebenfalls ein Paradox. Wir sind Kinder des

Königs und Diener der Menschen. Wir bezahlen einen Preis, damit wir uns mit den Menschen identifizieren und ihnen wirklich dienen können.

Die Herausforderung der Postmoderne

In der postmodernen Gesellschaft wird es immer schwieriger, einen dienenden Lebensstil zu praktizieren, durch den wir unsere Rechte und Pläne für etwas aufgeben, das größer ist als wir selbst. Die Postmoderne, die nach dem Zweiten Weltkrieg voll aufgeblüht ist, ist neben vielem anderen eine Reaktion auf den strikten Rationalismus der Moderne. Postmoderne Denker behaupten, die Moderne habe die Menschen depersonalisiert, indem sie sie an rationale, objektive und wissenschaftliche Prinzipien gebunden habe. Sie behaupten, dass die subjektiven Instinkte unserer menschlichen Natur durch den Zwang zur Produktivität und die durch verschiedene Dogmen auferlegten Fesseln überwältigt worden seien.

Als Reaktion darauf betont die Postmoderne mehr die subjektiven Aspekte des Lebens – „meine“ Gefühle, „meine“ Vorlieben und „meine“ Instinkte. Die postmoderne Generation ist eine instinktgesteuerte Generation, in der die Menschen lieber fühlen als denken. Und postmoderne Menschen fühlen sich unwohl, wenn von außen vorgebrachte Prinzipien ihre Entscheidungen und ihr Verhalten bestimmen sollen.

Die postmoderne Betonung der subjektiven Erfahrung hat jedoch auch einige positive Resultate. Zum Beispiel rückt die Sehnsucht nach Spiritualität viel stärker in den Vordergrund als früher. Die Menschen lassen sich nicht mehr länger mit einer trockenen Rechtgläubigkeit abspesen, die ohne geistliche „Wärme“ auszukommen scheint. Für unsere geistliche Gesundheit kann es allerdings gefährlich sein, wenn wir es ablehnen, Prinzipien zu gehorchen. Wenn geistliche Leiter denen helfen wollen, die ihnen anvertraut sind, müssen sie hingegeben sein. Das schließt die Bereitschaft ein, Dinge zu lassen, die man gern tun würde, um stattdessen etwas zu tun, was einem keinen Spaß macht. Weil sie sich ihrer Zielgruppe verpflichten, werden sie auch dann noch weiterarbeiten, wenn es unbequem und

scheinbar aussichtslos ist. Ihre Gefühle mögen ihnen sagen: „Vergiss diese Arbeit und mach irgendetwas, was produktiver und befriedigender ist. Diese Leute haben deine Hingabe nicht verdient.“ Aber weil sich echte Leiter ihrer Zielgruppe verpflichtet haben, werden sie um keinen Preis aufgeben.

Ich war kürzlich in Europa und Nordamerika unterwegs und bereitete mich gerade auf einen Vortrag über den Stress und die Belastungen vor, die der geistliche Dienst so mit sich bringt. Aufmerksam hörte ich deshalb jedem Gespräch zu, das irgendwie in die Richtung ging, weil ich hoffte, für meinen Vortrag noch etwas lernen zu können. Dabei war ich erstaunt, wie viele Christen mir offenbarten, dass sie sich von irgendeiner belastenden Verpflichtung befreit hatten. Der eine hatte eine mühsame Aufgabe ad acta gelegt, ein anderer eine problematische Gemeinde verlassen, wieder ein anderer einen schwierigen Ehepartner in die Wüste geschickt. Sie alle erzählten strahlend davon, dass Gott sie von ihren Schmerzen erlöst habe. Ich frage mich allerdings, ob es Gott nicht lieber gewesen wäre, wenn sie den Schmerz auf sich genommen hätten, weil sie den jeweiligen Menschen gegenüber eine Verpflichtung gehabt hatten.

Ich habe in den letzten beiden Jahren die Tagebücher John Wesleys gelesen und war überrascht, dass darin die Frustrationen, Entbehrungen und Leiden, die sein Dienst mit sich brachte, wie Nebensächlichkeiten behandelt werden. Dinge, über die ich nicht wenig murren würde, wirklich „große Sachen“ (jedenfalls wenn ich sie erlebte), tauchen dort am Rande auf, so als wären sie überhaupt kein ernsthaftes Problem. Während des Lesens wurde mir klar, dass mein Verständnis von einem „erfüllten Dienst“ sich fundamental von Wesleys unterscheidet. Wir sind es einfach nicht gewöhnt, auch einmal Frustrationen und Leiden ausgesetzt zu sein. Wenn wir ihnen trotzdem begegnen, schrecken wir vor ihnen zurück. Dabei sind Frustration und Leid grundlegende Bestandteile eines inkarnatorischen Dienstes.

Wenn wir uns also wirklich und wahrhaftig mit den Menschen identifizieren wollen, müssen wir demnach mit Frustration und Leiden rechnen. Wenn nicht, dann wird uns beides überraschen und wir

sind versucht, die Arbeit stehen und liegen zu lassen, um irgendeinem einfacheren Weg zu folgen – oder wir werden völlig desillusioniert und verlieren jede Freude an unserem Dienst. Ich glaube, dass nicht wenige Menschen in ihrem Dienst genau aus diesem Grund unnötig leiden: Sie haben schlichtweg nicht damit gerechnet, dass zum Dienenden notwendigerweise auch das Leiden dazugehört. Und so hat das Leiden sie unzufrieden gemacht, anstatt dass sie sich darüber freuen, wenn sie in mancherlei Anfechtung fallen.

Dabei ist es gar nicht so schwierig wie es auf den ersten Blick scheint, sich bestimmten Prinzipien des Dienstes zu unterwerfen. Nach christlichem Verständnis ist die Wahrheit eine objektive Wirklichkeit, die wir erkennen können, was wiederum die Menschen freimacht (Johannes 8,32) und ihnen die Tür zu einem wirklich erfüllten Leben öffnet (Johannes 10,10). Sich für Grundsätze aufzuopfern ist zudem eine zutiefst befriedigende Sache. Jesus sagt: „Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der wird's erhalten“ (Markus 8,35). Ich habe insgesamt achtzehn Passagen im Neuen Testament gefunden, in denen Leiden eng mit Freude verbunden wird. Paulus drückt diesen Zusammenhang sehr gut aus, wenn er schreibt: „Nun freue ich mich in den Leiden, die ich für euch leide, und erstatte an meinem Fleisch, was an den Leiden Christi noch fehlt, für seinen Leib, das ist die Gemeinde. Ihr Diener bin ich geworden durch das Amt, das Gott mir gegeben hat, dass ich euch sein Wort reichlich predigen soll“ (Kolosser 1,24f.). Er freut sich in den Leiden, die er als Diener der Menschen erduldet. Ja, er glaubt sogar, dass seine Leiden notwendig sind, um seine Gemeinschaft mit dem gekreuzigten Christus vollständig zu machen.

Ich fürchte, die westlichen Gemeinden sind gerade dabei, sich in Bezug auf Mission völlig zu disqualifizieren, indem sie ihren Mitgliedern ein Christentum vor Augen malen, das zwar eine nette Religion ist, aber jegliche Radikalität vermissen lässt. Wenn ich irgendwo im Westen eine Predigt halte, ist die typische Reaktion immer dieselbe: „Diese Predigt hat mir gut gefallen.“ Predigten sollten jedoch aufrütteln, verstören, überzeugen und zu einem radikalen und kostspieligen

Gehorsam motivieren. Ich habe oft den Eindruck, dass die Leute lieber eine nette Predigt hören anstatt sich in radikale Jünger verändern zu lassen, die die Welt auf den Kopf stellen. Wenn das so ist, dann hat die Gemeinde die postmoderne Stimmung so sehr aufgenommen, dass sie innere Gefühle höher wertet als die Verpflichtung gegenüber Prinzipien. In Bezug auf Anbetung ist es ähnlich: Hier wird eine Nebensache – dass es Spaß macht – zur Hauptsache. Solche Gemeinden mögen zwar zahlenmäßig wachsen, aber sie sind nicht in der Lage die Missionare hervorzubringen, die die Welt braucht – Männer und Frauen, die um jeden Preis bereit sind, sich mit ihrer Zielgruppe zu identifizieren, und die die Frustrationen aushalten, die damit verbunden sind.

In der missionarischen Ausbildung liegt der Schwerpunkt heute richtigerweise auf der Anthropologie und der Kontextualisierung. Beides kann eine wichtige Hilfe für alle sein, die sich auf missionarische Weise identifizieren möchten. Aber alle Ausbildung ist wirkungslos, wenn wir nicht bereit und willig sind, den Preis zu zahlen, der mit echter Hingabe verbunden ist. Und der Schlüssel dazu ist, ob wir in der Lage sind, uns mit anderen zu identifizieren und es bei der Zielgruppe auszuhalten, für die wir uns verpflichtet haben, selbst wenn es frustrierend ist.

Wenn mir junge westliche Christen erzählen, sie hätten einen Ruf in die Mission, und mich fragen, was sie tun sollten, um sich vorzubereiten, rate ich ihnen normalerweise, dass sie zunächst einmal in der Gemeinschaft bleiben sollen, zu der sie gerade gehören. Das ist eine gute Übung in inkarnatorischer Identifikation, die wiederum der Schlüssel zu einem effektiven Missionsdienst ist. Heutige Christen sind oft zu schnell bereit, ihre Gemeinde oder Organisation, ihren Haus- oder Freundeskreis und sogar ihren Ehepartner zu verlassen, wenn es schwierig wird. Die meisten Menschen würden lieber gehen, anstatt sich den Problemen zu stellen, über die sie frustriert sind. Diese Tendenz führt zu flachen Beziehungen, die wiederum dazu führen, dass unser oberflächlicher Dienst auch nur minimale Früchte bringt. Um es ganz offen zu sagen: Der Schlüssel zu echten Früchten in unserem Dienst, egal wo in der Welt, liegt in unserer Bereitschaft, den Preis der Hingabe zu zahlen.

Einige Beispiele, wie Identifikation Frustration erzeugt

Ich möchte an ein paar Beispielen aus verschiedenen Lebensbereichen deutlich machen, wie ich Identifikation praktiziere. Zuerst habe ich meine Frau nach einigen Illustrationen aus dem häuslichen Leben gefragt, denn das ist vermutlich das wichtigste Gebiet überhaupt. Sie hat mir zwei erzählt. Die Erste hat mit dem Bücherschreiben zu tun. Wenn ich an einem Buch oder irgendeinem anderen größeren Projekt oder Problem arbeite, bin ich gedanklich oft so sehr damit beschäftigt, dass es mir schwerfällt, beim Essen den normalen Gesprächen zu folgen. Körperlich bin ich zwar anwesend, aber innerlich bin ich ganz woanders. Wenn ich jedoch ein guter Ehemann und Vater sein möchte, muss ich mich zusammenreißen und mich in solchen Fällen auf die Familie konzentrieren, egal wie viele dringende Angelegenheiten mir durch den Kopf gehen.

Meine Frau hat mir auch noch ein zweites Beispiel genannt. Hier in Sri Lanka essen wir normalerweise nach 20:00 Uhr zu Abend. Danach braucht meine Frau mich eigentlich in der Küche, um ihr beim Abwasch zu helfen (wir haben nämlich keine Spülmaschine), weil sie nach dem Essen immer ziemlich müde ist. Bei mir ist das genau andersherum. Ich werde abends erst so richtig wach und erledige einiges an Arbeit nach dem Abendessen. Oft liebäugle ich schon während des Essens mit meinem Schreibtisch, auf dem ein Projekt liegt, das ich gleich weiterführen möchte. Aber solche Wünsche muss ich unterdrücken, wenn ich mich mit den Bedürfnissen meiner Frau identifizieren will.

Vor einigen Jahren war ich zu einem unserer „Jugend-für-Christus“-Zentren unterwegs, als ich einen Mitarbeiter traf, der mich bat, einer Familie, an deren Dorf ich vorbeikommen würde, eine Nachricht zu überbringen. Nachdem ich das getan hatte, begann die Familie Tee zu servieren. Ich sagte ihnen, dass ich es wirklich eilig habe, weil ich zu einer bestimmten Zeit bei einem Meeting sein müsse, und verließ das Haus, ohne den Tee auch nur anzurühren. Nun ist es in unserer Kultur sehr unhöflich, einfach so aufzustehen, ohne den Gastgebern die Gelegenheit zu geben, ihre Gastfreundschaft offen zu zeigen. So machte auch schon bald das Gerücht die Runde, der JfC-

Direktor habe ein Dorf besucht und sei zu stolz gewesen, dort eine Tasse Tee zu trinken. Auf schmerzliche Weise wurde mir dadurch eine tiefe Wahrheit bewusst: Wenn ich keine Zeit hatte, in einem Dorf eine Tasse Tee zu trinken, sollte ich besser einen großen Bogen um das Dorf machen.

Während meines Aufbaustudiums in den USA war ich Mitglied eines Kreises junger Erwachsener. Er wurde von einem Studenten im ersten Semester geleitet, der offensichtlich von Theologie keine Ahnung hatte. Entsprechend dürftig waren dort die Lehre und das ganze Programm. Ich fand es ziemlich frustrierend. Trotzdem war diese Gruppe irgendwie „meine Gemeinde“. Obwohl ich meistens lieber zu Hause geblieben wäre, bin ich doch in der Regel hingegangen, denn das entsprach meiner Theologie vom Leib Christi. Die Teilnahme an solchen Veranstaltungen ist schließlich keine Option, sondern Teil meiner Hingabe an die Gemeinde, zu der ich gehöre. Und es hat sich gelohnt: Mit der Zeit sind einige wunderbare Freundschaften in dieser Gemeinde entstanden, und die Zeit in diesem Kreis junger Erwachsener gehört mittlerweile zu den schönsten Erinnerungen, die ich über meinen damaligen Aufenthalt in Amerika habe.

Seit mehr als zwei Jahrzehnten tobt in Sri Lanka ein Bürgerkrieg, der zwischen zwei Volksgruppen geführt wird. Ich gehöre zur Mehrheit der Singhalesen, die Sinhala sprechen. Gegen sie kämpfen einige der Tamilen, die einen unabhängigen Staat im Norden und Osten der Insel errichten wollen. Zu ihrer Strategie gehört es, immer wieder Militante in den Süden zu schicken, die an strategischen Orten Bombenanschläge verüben. Weil es aber auch im Süden viele Tamilen gibt, werden bei uns des Öfteren junge Leute, die Tamil sprechen, als Terroristen verhaftet. Man wirft ihnen Verbindungen mit den „Tamil Tigers“ vor, der Aufstandsbewegung, die gegen die Regierung kämpft. Als respektierter singhalesischer Bürger gelingt es mir oft, auf der Polizeistation für solche Menschen ein gutes Wort einzulegen. Wenn ich den Polizisten versichere, dass der entsprechende junge Mann nichts mit den „Tamil Tigers“ zu tun hat, wird er meistens wieder freigelassen. Die Sache hat nur einen Haken: Wenn so eine Fürsprache nicht in den ersten sechsunddreißig Stunden passiert, ver-

schwinden die jungen Leute auf unabsehbare Zeit hinter Gittern. Einer meiner Kollegen war volle fünfzehn Monate im Gefängnis (und der Herr hat ihm dort die Türen für einen wunderbaren Dienst geöffnet!). Für mich bedeutet das, dass ich mich sofort zur Polizeistation aufmachen muss, sowie ich erfahre, dass jemand verhaftet worden ist.

Wenn man bedenkt, dass so ein Gang mehr als sechs Stunden dauern kann, versteht man, warum ich oft das Gefühl habe, dass ich mir von meiner Arbeit her solche Unterbrechungen eigentlich gar nicht leisten kann. Aber ein bekannter christlicher Leiter hat einmal gesagt: Wenn du dich bei Gott beschwerst, dass deine Arbeit gestört wird, dann denke immer daran, dass solche Störungen Gottes Arbeit sind! Jeder von uns kennt solche ärgerlichen Unterbrechungen, die auf den ersten Blick wie eine dämonische Störung aussehen, die uns von unserem eigentlichen Ziel abbringen soll. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass Gott der Herr der Herren ist. Nichts passiert ohne seine Zustimmung. Deshalb sollten wir gerade die Dinge, die uns besonders lästig erscheinen, besonders genau prüfen, ob dort nicht Gottes Hand mit im Spiel ist. Als John Wesley einmal mit einem seiner Prediger unterwegs war, trafen sie auf zwei Frauen, die sich stritten. Der Prediger wollte schnell vorbeigehen, aber Wesley hielt ihn fest: „Bleib hier, Sammy. Hier kannst du lernen, wie man predigt.“ Offensichtlich kann einem ein Streit also einiges über die Tiefen der menschlichen Natur offenbaren.

Wenn man in einem Land lebt, das unter einem Bürgerkrieg, ausufernder Korruption und einer zusammenbrechenden Wirtschaft zu leiden hat, ist Frustration eine Alltagserfahrung. Besonders wenn ich von einer Reise aus Europa oder Nordamerika nach Hause zurückkehre, fallen mir unsere Probleme schmerzlich ins Auge. Alles dauert hier Ewigkeiten. Am schlimmsten ist es, wenn man sich weigert, die entsprechenden Leute zu bestechen. Dann muss man damit rechnen, dass überhaupt nichts mehr vorangeht. Es kann passieren, dass irgendeine Veranstaltung ohne Vorwarnung ausfallen muss, weil eine Ausgangssperre verhängt wurde. Letzten Monat habe ich über vierzig Stunden in einen Vortrag investiert, den ich auf einer Konferenz in

England hätte halten sollen. Dort bin ich allerdings nie angekommen, weil unser Flughafen angegriffen wurde und deshalb alle Flugzeuge am Boden bleiben mussten. In all dem muss ich mir immer wieder eines klarmachen: Solche frustrierenden Erfahrungen sind Teil meiner Identifikation mit meinem Volk, für das Enttäuschungen schlichtweg alltäglich sind. Ich glaube, dass mir solche Erfahrungen deshalb helfen, den Menschen um mich herum besser dienen zu können. Solche Enttäuschungen bleiben niemandem erspart, der mit Menschen zu tun hat. Denken wir nur daran, wie viele Probleme Jesus mit seinen Jüngern hatte! Als Prediger sollten wir uns also nicht damit aus der Affäre ziehen, dass wir unangenehme Dinge anderen überlassen, damit wir uns selbst nur noch auf die Verkündigung konzentrieren können. Mit Frustrationen umgehen zu lernen ist vielmehr ein zentraler Bestandteil unserer Predigtvorbereitung.

In einigen Bereichen meines Dienstes habe ich es mit Menschen zu tun, deren Schwächen wirklich schmerzhaft für mich sind. Sie missverstehen, was ich oder meine Mitarbeiter tun, und schwärzen uns hinter unserem Rücken bei anderen an. Normalerweise braucht es dann mehrere Stunden, bis wir die Missverständnisse ausgeräumt haben und alles wieder im Lot ist. Und dabei stehen wir eigentlich immer unter Zeitdruck. Wenn wir mit solchen Leuten arbeiten, sind wir deshalb in der Regel zwei Versuchungen ausgesetzt: Die eine ist, die Schwierigkeiten einfach zu übergehen und so weiterzumachen, als wäre nichts passiert. Das würde sicher einiges an Zeit und Nerven sparen, die man braucht, wenn man sich mit einem aufgebracht Menschen auseinandersetzen muss. Jesus hat allerdings gesagt, dass man sofort zu seinem Gegner hingehen soll, um sich mit ihm zu versöhnen. Das ist so dringend, dass Jesus sogar dazu rät, unsere Gabe dafür auf dem Altar liegen zu lassen, weil es nun Wichtigeres zu tun gibt (Matthäus 5,23f.). Und Jesus hat nicht gesagt, dass diese Anweisung nicht gilt, wenn wir es mit schwierigen Leuten zu tun haben. Wir müssen uns auf den Weg zu ihnen machen und den Schmerz und die Frustrationen aushalten, die mit einem solchen Gespräch verbunden sind. Wenn wir uns mit einer Gemeinschaft identifizieren wollen, müssen wir uns mit den Starken und den Schwachen identifizieren.

Es gibt noch eine zweite Versuchung, vor der wir stehen: Wir können den Menschen, die anscheinend an allem etwas auszusetzen haben, signalisieren, dass sie in unserer Gemeinde nicht willkommen sind. In nicht wenigen Fällen geben Gemeindeführer einem Teil ihrer Gemeindeglieder zu verstehen, dass sie sich eine andere Gemeinde suchen sollen, wenn sie mit dem nicht einverstanden sind, was hier läuft. Aber wir können nicht das tun und gleichzeitig davon sprechen, dass die Gemeinde eine große Familie ist. Kann man einem Familienmitglied sagen, dass es nicht mehr nach Hause kommen soll, weil es regelmäßig das gemütliche Beisammensein stört? Ich fürchte, so etwas passiert zwar heutzutage, aber das entspricht nicht dem christlichen Verständnis von Familie. Doch obwohl wir immer wieder behaupten, unsere Gemeinden und Organisationen seien so etwas wie große Familien, werden die meisten wie Firmen geleitet.

Wir bleiben an schwierigen Menschen dran und halten die damit verbundenen Frustrationen aus, weil wir davon überzeugt sind, dass wir sie verlieren, wenn wir uns nicht hingeben. Unsere Theologie muss in solchen Fällen über unseren Gefühlen stehen. Wir müssen glauben, dass auf einem biblischen Verständnis vom Leib Christi Gottes Segen liegt. Das bedeutet freilich, dass wir einen Lebensstil entwickeln müssen, in dem die Theologie eine größere Rolle spielt als unsere persönlichen Gefühle und natürlichen Instinkte – was in der Postmoderne nicht gerade leicht ist!

Einige werden diesen Ansatz sicher ablehnen, weil sie fürchten, dadurch zu viel Zeit zu verlieren und von dem abgelenkt zu werden, was eigentlich ihr Auftrag ist. Unsere pragmatische Generation hält die mit den Identifikationen verbundenen Frustrationen sowieso für eine reine Zeit- und Energieverschwendung. Aber auf lange Sicht führt unser Ansatz zu einem nachhaltigeren Dienst und einer bleibenden Frucht. Als eines Tages ein Bombenanschlag auf unsere Zentralbank verübt wurde, hat man zwei unserer ehrenamtlichen Mitarbeiter verhaftet. Ich konnte sie zum Glück wieder freibekommen, allerdings musste ich dafür rund sechs Stunden auf einer Polizeistation verbringen.

An diesem Tag wollte ich eigentlich einige Bibelstunden über den

Galaterbrief vorbereiten, deshalb habe ich mein Skript und einen Kommentar mitgenommen. Ich habe also einfach weitergearbeitet, manchmal auf einem Stuhl in einem Wartebereich, manchmal sogar, wenn ich irgendwo in einer Schlange anstehen musste. Dabei traf ich auf einen Mann, dessen Kleidung über und über mit Blut verschmiert war. Er war im Zentralbankgebäude gewesen, als die Bombe explodierte, und war nun auf der Polizeistation, um den Verlust seines Ausweises zu melden. Neben ihm saß eine Frau, die am ganzen Körper blaue Flecken hatte, weil sie von ihrem Mann verprügelt worden war. Da fiel mir auf, dass es eigentlich keinen besseren Ort gibt als eine Polizeistation, wenn man Bibelstunden vorbereiten will. Denn hier und nicht zu Hause im Arbeitszimmer trifft man die Probleme, die das Evangelium anspricht.

Wenn wir die Frustration aushalten und uns weiter mit den Menschen identifizieren, denen wir dienen wollen, wird sie das im Laufe der Zeit verändern und ihre Bindung an die Gemeinde oder die Organisation wird sich vertiefen. Doch darum wird es im 11. Kapitel gehen.

Wenn jemand bereit ist, den Preis der Identifikation zu bezahlen, dann wird sich sein oder ihr Dienst deutlich verändern, denn die Hingabe an andere zahlt sich aus. Die Menschen verändern sich, und unser Dienst wird effektiver werden.

2. Bevollmächtigt durch den Heiligen Geist

Das Erste, was Jesus tat, diente der Identifizierung mit seinem Volk. So berichtet es uns das Markusevangelium. Als Zweites erleben wir ihn, wie er für seinen Dienst die Bevollmächtigung des Heiligen Geistes empfängt. Inkarnation und Bevollmächtigung sind die beiden zentralen Aspekte des christlichen Dienstes. Das Erste ist wichtig für unsere Hingabe an die Menschen, das andere zeigt uns, woher unsere Kraft kommt, nämlich von Gott. Leider sind Menschen, die besonders „geisterfüllt“ auftreten, manchmal unsensibel, was die Lebensumstände und Bedürfnisse der Menschen angeht, worunter ihr Dienst leidet. Doch das größere Problem besteht darin, dass viele Christen zwar in der Lage sind, sich mit den Menschen zu identifizieren und auch die richtigen Methoden anzuwenden, aber trotzdem kaum Frucht bringen, weil sie sich mehr auf ihre Methoden als auf die Kraft des Heiligen Geistes verlassen.

Kraft für Jesu Dienst

Markus berichtet, „als er aus dem Wasser stieg, sah er, dass sich der Himmel auftrat und der Geist wie eine Taube herabkam auf ihn“ (Markus 1,10). Das Wort, das hier mit „auftun“ übersetzt wird (*schizo*), bedeutet „aufreißen, zerreißen, separieren, teilen“. Markus möchte hier vielleicht bewusst an Jesaja 64,1 erinnern, wo es heißt: „Ach dass du den Himmel zerrisest und führst herab“ (in manchen Bibelausgaben ist dieser Vers Jesaja 63,19b). Das ganze Kapitel des Buches Jesaja ist ja eine flehentliche Bitte an Gott, Israel zu retten. Wenn Markus wirklich an diesen Abschnitt gedacht hat, dann wollte er zeigen, dass Gott sich nun aufmacht, um sein Volk durch seinen Messias zu erlösen. Und nun bevollmächtigt er seinen Messias, indem er ihn bei seiner Taufe mit dem Heiligen Geist erfüllt.

Weiter heißt es, der Geist sei „wie eine Taube“ auf Jesus herabgekommen. Wir wissen leider nicht, ob Markus damit meinte, der Geist habe die Form eines Vogels gehabt, oder ob er damit eher beschreiben wollte, auf welche Weise der Geist auf Jesus herabkam. Da-

mit können wir auch nicht mit Sicherheit feststellen, was Markus mit dieser Metapher aussagen wollte, obwohl es nicht wenige Vermutungen dazu gibt. Allerdings gibt es einige Hinweise, dass die Juden im ersten Jahrhundert den Geist mit einer Taube assoziierten.

Wie auch immer, dieses Ereignis erinnert jedenfalls an eine weitere Jesajastelle: „Der Geist Gottes des Herrn ist auf mir, weil der Herr mich gesalbt hat. Er hat mich gesandt, den Elenden gute Botschaft zu bringen“ (Jesaja 61,1). Diesen Abschnitt wird Jesus wenige Tage später bei seiner „Antrittsrede“ in Nazareth zitieren (Lukas 4,18f.), um ihn dann mit dem Satz abzuschließen: „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.“ (Lukas 4,21)

Kurz nachdem er berichtet hat, wie der Geist auf Jesus herabkam, zeigt Lukas zweimal, dass Jesus vom Geist bevollmächtigt war. Der Evangelist schreibt: „Jesus aber, voll Heiligen Geistes, kam zurück vom Jordan und wurde vom Geist in die Wüste geführt“ (Lukas 4,1). Nach der Versuchungsgeschichte wiederum berichtet Lukas: „Und Jesus kam in der Kraft des Geistes wieder nach Galiläa“ (Lukas 4,14). Matthäus zitiert ebenfalls einen Abschnitt aus dem Buch Jesaja, um den Dienst Jesu mit der Vollmacht des Geistes zu verbinden: „Siehe, das ist mein Knecht, den ich erwählt habe, und mein Geliebter, an dem meine Seele Wohlgefallen hat; ich will meinen Geist auf ihn legen, und er soll den Heiden das Recht verkündigen.“ (Matthäus 12,18 mit einem Zitat aus Jesaja 42,1) Und Matthäus ist es auch, der Jesus mit der Aussage zitiert: „Wenn ich aber die bösen Geister durch den Geist Gottes austreibe ...“ (Matthäus 12,28). Ohne jeden Zweifel offenbaren uns die Evangelien also die Bevollmächtigung durch den Geist als Schlüssel zu Jesu Leben und Dienst.

Die Taufe mit dem Heiligen Geist

Geht es nach Lukas, ist das Prinzip der Erfüllung mit dem Heiligen Geist nicht auf Jesus beschränkt, sondern betrifft auch uns. Sein Evangelium macht deutlich, dass die Kraft des Heiligen Geistes ein unverzichtbarer Bestandteil jedes christlichen Dienstes ist. Kurz nachdem er seinen Jüngern den Missionsbefehl gegeben hat, sagt Jesus: „Und siehe, ich will auf euch herabsenden, was mein Vater ver-

heißen hat. Ihr aber sollt in der Stadt bleiben, bis ihr ausgerüstet werdet mit Kraft aus der Höhe.“ (Lukas 24,49) Eine ähnliche Aussage finden wir auch in der Apostelgeschichte, aus der offensichtlich wird, dass es sich bei der hier erwähnten „Kraft“ um den Heiligen Geist handeln muss: „Und als er mit ihnen zusammen war, befahl er ihnen, Jerusalem nicht zu verlassen, sondern zu warten auf die Verheißung des Vaters, die ihr, so sprach er, von mir gehört habt; denn Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber sollt mit dem Heiligen Geist getauft werden nicht lange nach diesen Tagen.“ (Apostelgeschichte 1,4f.) Nur wenig später erklärt Jesus, dass die Erfüllung durch den Heiligen Geist die Grundlage eines kraftvollen Zeugnisses ist: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein“ (Apostelgeschichte 1,8).

Leider gibt es über diese Verse jedoch viele Diskussionen. Ist die Taufe mit dem Heiligen Geist etwas, das jeder Christ bei seiner Bekehrung erlebt? Oder handelt es sich um eine zweite Erfahrung, die erst einige Zeit nach der Bekehrung stattfindet? Das Wort *baptizo* kann – je nach Kontext – beide Bedeutungen haben. Laut unserer Lexika wurde das Verb in der griechischen Alltagssprache sowieso in einem recht breiten Sinn verwandt. Im Wesentlichen sagt es nur aus, dass etwas „im Wasser untergeht“ oder „untergetaucht wird“. Im übertragenen Sinn konnte es auch „durchtränken“ meinen. *Baptizo* konnte „reinigen“ bedeuten, weil es mit Wasser zu tun hat, und damit das ausdrücken, was mit der Umkehr einhergeht. Das Wort konnte jedoch auch für eine Initiation oder Weihe gebraucht werden, die unmittelbar auf die Umkehr und die Reinigung folgte. Ebenso konnte es das Eintauchen und Aufgehen in einer Flut meinen, womit wir bei der Erfüllung wären. Schließlich konnte es gebraucht werden, um die Erfahrung der Erfüllung zu beschreiben, die auf eine entsprechende Weihehandlung folgte. Was das Wort an der jeweiligen Stelle genau bedeutet, können wir also nur mithilfe des Kontextes entscheiden.

Unglücklicherweise ist jedoch bei der Stelle, wo es um die Taufe mit dem Heiligen Geist geht, der Kontext alles andere als eindeutig. Die eben betrachteten Verse aus dem Lukasevangelium und der

Apostelgeschichte scheinen von der Geisterfüllung als einem eigenen Geschehen zu sprechen, denn die Apostel waren ja schon lange umgekehrt und hatten ihr Vertrauen auf Christus gesetzt. Auch die Art und Weise, wie hier die Taufe mit dem Geist beschrieben wird, scheint eher auf eine Erfüllung hinzudeuten als auf irgendeine Form der Weihehandlung. In Lukas 24,49 und Apostelgeschichte 1,8 geht es um Kraft. Johannes der Täufer sagt: „Es kommt aber einer, ... der wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen.“ (Lukas 3,16) Alle diese Verse sprechen damit von einer Erfüllung, die mit einer Erfahrung verbunden ist. Dazu passt auch, dass in Apostelgeschichte 2 berichtet wird, wie diese Erfahrung aussah, als an Pfingsten der Geist zum ersten Mal ausgegossen wurde.

Gibt es nun noch mehr Beispiele in der Apostelgeschichte, wo davon erzählt wird, dass die Erfüllung mit dem Heiligen Geist eine eigene Erfahrung ist, die auf die Bekehrung folgt? Wenn ja, sind sie normativ für alle Gläubigen zu allen Zeiten? Sollten alle, die mit dem Geist getauft wurden, in Zungen sprechen? Einige halten die entsprechenden Beispiele für normativ, andere sehen in ihnen besondere heilsgeschichtliche Ereignisse, die man auf keinen Fall verallgemeinern dürfe. Heute bezeugen viele Christen, dass sie durch eine Erfüllungserfahrung nach ihrer Bekehrung eine neue Kraft bekommen hätten, und identifizieren diese Erfahrung mit der Taufe durch den Heiligen Geist. Andererseits schreibt Paulus in 1. Korinther 12,13: „Wir sind durch einen Geist alle zu einem Leib getauft, wir seien Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie, und sind alle mit einem Geist getränkt.“ Der Kontext dieser Stelle lässt keinen Zweifel daran, dass Paulus damit die ganze Gemeinde im Blick hat. Dann aber fällt die Erfüllung mit dem Geist mit der Wassertaufe zusammen, denn durch die Taufe wird ein Mensch Teil der Gemeinde und damit des Leibes Christi. Wenn wir uns also die ganze Argumentation betrachten, sollten wir uns nicht wundern, dass die Taufe mit dem Geist umstritten ist!

Meiner Meinung nach sollte die ganze Thematik nicht zu wichtig genommen werden. Denn wie wir es auch drehen oder wenden, deutlich ist doch, dass im Neuen Testament von „taufen“ oder „Taufe“

gesprochen wird, um Erfüllung auszudrücken, egal ob sie nun mit der Wassertaufe verbunden wird oder nicht. Christen sollten erfüllt sein. Paulus kann das in Epheser 5,18 sogar als Befehl formulieren: „Lasst euch vom Geist erfüllen!“ Wenn die Wassertaufe der Anfang des christlichen Lebens ist, dann geschieht die Erfüllung dort, und die Tür wird geöffnet, um auf Gottes erlösendem Weg weitere Erfüllung zu erleben. Unbestritten ist jedenfalls: Gott möchte, dass alle Christen mit dem Heiligen Geist erfüllt sind. Statt über den richtigen Zeitpunkt oder die „biblische“ Weise zu debattieren, sollten wir uns meiner Meinung nach mehr darauf konzentrieren, dass wir wirklich erfüllt werden. Unser Leben muss in der Kraft des Geistes gelebt und unser Dienst in seiner Vollmacht getan werden.

Die Verheißung einer Erfüllung mit dem Heiligen Geist ist schließlich kein Dogma, über das man lange streiten mag, sondern eine Wirklichkeit, in der wir leben sollten. Es geht hier nicht um einen angenehmen Nebeneffekt für ein paar übereifrige Christen oder um die Sonderlehre einiger evangelikaler Gemeinden. Deshalb muss man zwar die Unterschiede beim Namen nennen und darf auch gern die entsprechenden Bibelstellen unterschiedlich interpretieren, trotzdem bleibt der Heilige Geist die Wirklichkeit, von der das Neue Testament ausgeht – und zwar nicht nur für einzelne Gläubige, sondern für alle.

Auswirkungen der Erfüllung auf das Leben

Nach der Apostelgeschichte hat die Erfüllung mit dem Heiligen Geist zwei Aspekte. Der eine ist ein verändertes Leben, er betrifft alle Christen. Der andere ist eine Bevollmächtigung für besondere Herausforderungen.

Zunächst also ist die Fülle des Geistes etwas, das das Leben aller Christen bestimmen sollte. Als in der Jerusalemer Gemeinde Menschen gesucht wurden, die bestimmte Verwaltungsaufgaben übernehmen sollten, suchte man nach Männern, „die einen guten Ruf haben und voll Heiligen Geistes und Weisheit sind“ (Apostelgeschichte 6,3). Stephanus und Barnabas werden als geisterfüllt be-

schrieben (Apostelgeschichte 6,5; 11,24). Dass es sich dabei nicht um etwas Besonderes handelt, sondern um etwas, was von allen Christen verlangt wird, macht Paulus' Befehl deutlich: „Lasst euch vom Heiligen Geist erfüllen!“ (Epheser 5,18) Indem die Jerusalemer Gemeinde die Fülle des Geistes jedoch zur Voraussetzung für die Übernahme eines Dienstes macht, wird gleichzeitig auch deutlich, dass offenbar nicht alle mit dem Geist erfüllt waren. Manche waren also anormale Christen.

Schon die erste Erwähnung einer Erfüllung mit dem Heiligen Geist erinnert uns demnach daran, dass der Geist nicht automatisch über uns kommt, sondern gesucht werden muss und gleichzeitig bei allen Christen erwartet wird. Damit aber müssen wir diese Fragen speziell in den Blick nehmen, wenn wir Gemeindeämter zu besetzen haben. In der ersten Gemeinde war die Erfüllung mit dem Geist nicht nur die Grundvoraussetzung für alle, die predigen und lehren, sondern sogar für diejenigen, die Verwaltungsaufgaben übernahmen.

Während die Apostelgeschichte nur an wenigen Stellen über die Erfüllung mit dem Heiligen Geist als Bedingung schreibt, nimmt dieses Thema in Paulus' Lehre über den Geist breiten Raum ein. Paulus geht es dabei vor allem um die Ausbildung eines christlichen Charakters, die er für das zentrale Werk des Geistes hält. Der in dieser Hinsicht bekannteste Abschnitt ist sicher der über die Frucht des Geistes (Galater 5,22f.). Auch wenn das Wort „Erfüllung“ an dieser Stelle nicht auftaucht, wird doch deutlich, dass es genau darum geht, besonders zwei Verse weiter unten, wo Paulus schreibt: „Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln.“ (Galater 5,25) Letztlich ist das doch nur eine andere Art, Erfüllung mit dem Geist zu beschreiben. Ähnlich ist das im 1. Korintherbrief, in dem Paulus die Geistesgaben diskutiert, um in die Argumentation plötzlich ein Kapitel über die Liebe einzufügen (1. Korinther 13). Und er spricht implizit von einer Erfüllung mit dem Geist, wenn er sagt: „die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“ (Römer 5,5). Was hier mit „ausgegossen“ wiedergegeben wird (*ekcheo*), ist ein Wort, das mit Üppigkeit und Überfluss zu tun hat.

Ich habe mir einmal die Mühe gemacht, eine genaue Statistik aufzustellen: In den Paulusbriefen gibt es neunundfünfzig verschiedene Stellen, die das Werk des Heiligen Geistes mit der Frucht des Geistes oder ähnlichen Themen aus dem Bereich der Heiligung zusammenbringen. Insgesamt handelt es sich dabei um einundachtzig Verse. Römer 8 zum Beispiel ist solch eine klassische Stelle, in der von der Kraft des Geistes gesprochen wird, die uns hilft ein heiliges, geistgemäßes Leben statt dem bisherigen nach dem Fleisch zu leben.

Wir schließen daraus Folgendes: Wenn die Bibel von der Erfüllung mit dem Heiligen Geist im Sinne einer Vorbedingung spricht, dann meint sie einen Zustand, in dem der Geist das Leben eines Menschen in einer Weise beherrscht, dass man es in seinem Verhalten und seinem Dienst erkennen kann. Diese Wahrheit wird heute leider allzu oft übersehen. Wir assoziieren die Kraft des Heiligen Geistes eher mit besonderen Kraftwirkungen, die sich in unserem Dienst zeigen, und versuchen sie so in den Mittelpunkt unseres Dienstes zu stellen, dass Außenstehende davon angezogen werden und in unsere Gemeinde kommen. Das ist sicher gut und richtig. Vielleicht macht uns aber die allgemein zu beobachtende Marktorientierung von Gemeinden einen Strich durch die Rechnung. Denn sie sorgt dafür, dass wir die besonderen Erlebnisse mit dem Geist weitaus stärker betonen als sein eigentliches Ziel, die Veränderung unseres Charakters.

Das Ergebnis dieser Fehlentwicklung ist ebenfalls allenthalben sichtbar: Immer wieder erleben wir moralische und geistliche Verfehlungen von christlichen Leitern, die eigentlich als besonders geistfüllt gegolten und das durch Zeichen und Wunder unter Beweis gestellt haben. Mir war es immer ein Rätsel, wie Menschen, die so kraftvoll geistliche Gaben praktizieren, gleichzeitig ein unmoralisches Leben führen und so offensichtlich im Bereich der Frucht des Geistes versagen können. Und ich muss sagen, ich bin darüber immer noch sprachlos. Eines ist jedoch klar: Wenn es herauskommt, dass einer der prominenten und „geistgesalbten“ Christen unheilig lebt, ist der Schaden für Christus immens. Gerade die unter uns, die vor allem predigen und lehren, müssen auf der Hut vor Satan sein, der möchte, dass wir in unserem ständigen Kampf gegen die Unheilig-

keit nachlässig werden. Seine Falle besteht darin, dass er uns auf die offensichtliche Kraft hinweist, die unseren Dienst begleitet, um uns dann vorzumachen, damit sei auch in allen anderen Bereichen alles in Ordnung.

Aber die Kraft, die sich in unserem Dienst zeigt, wird in solch einem Fall sicher nicht lange vorhalten. Wenn wir in unserer Gottlosigkeit verharren, werden wir eines Tages vor einem Scherbenhaufen stehen. Die Kraft wird uns verlassen und wir werden nicht länger in der Lage sein, unseren Dienst fortzuführen. Unser Leben wird unseren Dienst einholen, so wie es Simson passiert ist, der plötzlich (zu spät!) herausfand, dass ihn die Kraft verlassen hat (Richter 16,20). Als Ergebnis wird Gottes Name in den Schmutz gezogen und wir stehen in Scham und Schande da. Deshalb müssen wir in diesen Fragen ständig auf der Hut sein.

In 1. Korinther 13,1-3 ist von großartigen Gaben die Rede, die wir normalerweise in der Gemeinde besonders schätzen. Gleichzeitig wird in diesen Versen aber mit eindrücklichen Worten davor gewarnt, dass diese Gaben leer sind, wenn sie nichts mit Liebe zu tun haben. Paulus' Anweisung an Timotheus gilt auch hier: „Hab Acht auf dich selbst und auf die Lehre; beharre in diesen Stücken! Denn wenn du das tust, wirst du dich selbst retten und die, die dich hören.“ (1. Timotheus 4,16) Vor dieser Aufforderung lesen wir, dass Paulus seinen Mitarbeiter ermutigt, im Dienst sein Bestes zu geben (4,14f.). Es ist also wichtig, dass wir unser Bestes geben. Aber wenn es nicht auf dem Hintergrund eines gottgemäßen Lebens geschieht, ist es nutzlos.

Bei mir selbst entdecke ich immer wieder, wie kleine Kompromisse und Nachlässigkeiten meine Hingabe beeinträchtigen. Wenn ich nicht aufpasse, könnten solche Kleinigkeiten auf lange Sicht mein Leben ruinieren. Meiner Meinung nach „betrübt“ so ein Verhalten „den Heiligen Geist Gottes“ (Epheser 4,30). Dieser Vers im Epheserbrief ist übrigens umgeben von allen möglichen Dingen, die den Geist betrüben. Da ist von „faulem Geschwätz“ die Rede (4,29) und von „Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrei und Lästerung“ (4,31). In einem ähnlichen Abschnitt spricht Paulus interessanterwei-

se davon, dass wir den Geist „dämpfen“ können, um dann auf die Unterdrückung einer bestimmten Gabe zu sprechen zu kommen: „Prophetische Rede verachtet nicht.“ (1. Thessalonicher 5,19f.) Wir können also den Geist durch ein unheiliges Leben ebenso behindern wie dadurch, dass wir ihm die Freiheit nehmen, die Gaben einzusetzen, die er einsetzen möchte.

Der Schlüssel zu einem geisterfüllten und heiligen Leben ist ein Herz, das offen ist für den Heiligen Geist. Wenn wir zum Geist aufschauen, wird er uns warnen, wenn wir uns in eine gefährliche Richtung bewegen. Eine seiner Aufgaben ist es ja, unser Lehrer zu sein (Johannes 14,26), und die Bibel lässt keinen Zweifel daran, dass uns Gott auf „rechter Straße“ führen wird (Psalm 23,3). Mit Sicherheit wird er uns also darauf aufmerksam machen, wenn wir auf Abwege geraten. Ein weiteres Werk des Heiligen Geistes ist es schließlich auch, „der Welt die Augen auf[z]utun über die Sünde und über die Gerechtigkeit und über das Gericht“ (Johannes 16,8). Wenn er das schon mit der Welt macht, wird er es ohne jeden Zweifel auch mit denen tun, die zu ihm gehören.

Aber wie kann ein Herz für die Impulse des Heiligen Geistes offen werden? Paulus rät uns, uns vor der Teilnahme am Abendmahl genau zu prüfen (1. Korinther 11,28). Wenn das schon beim Abendmahl notwendig ist, wie viel wichtiger ist es dann, dasselbe zu tun, bevor wir andere in der Anbetung oder dem christlichen Zeugnis anleiten. Wiederum sagt Paulus: „Erforscht euch selbst, ob ihr im Glauben steht; prüft euch selbst!“ (2. Korinther 13,5) Und der Psalmist betet: „Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz; prüfe mich und erkenne, wie ich's meine. Und sieh, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege.“ (Psalm 139,23f.)

Vor einem geistlichen Dienst ist eine ideale Zeit zur Selbstprüfung. Kurz vor einer Predigt trifft mich oft ein Gefühl der Verzweiflung, weil ich auf keinen Fall Gottes Werk behindern möchte. Ich gehe alles noch einmal durch. Vielleicht war ich ja bezüglich einer Sache in meinem Leben nachlässig, und der Gedanke, gleich predigen zu müssen, bringt es ans Licht. Bei solchen Gelegenheiten bin ich besonders offen und der Geist erinnert mich an Dinge, die geklärt

und verändert werden müssen. Manchmal wird mir in solchen Augenblicken klar, dass ich mit einer Person reden muss oder ihr einen Brief schreiben. Wenn ich das vor der Predigt nicht mehr erledigen kann, verspreche ich dem Herrn, das später zu tun, und fahre mit meinen Vorbereitungen fort.

Ein großer amerikanischer Prediger hat in einem Interview einmal erklärt, dass er oft sonntags sein Auto auf dem Gemeindeparkplatz abstellt und dann seine Frau für etwas um Vergebung bittet – noch bevor sie beide aussteigen. Er wusste ganz genau, dass er ins Reine kommen muss, bevor er auf die Kanzel steigt. Während einer Predigt M. L. Moodys fiel dessen Blick auf einen Mann im Publikum, mit dem er Differenzen hatte. Sofort forderte er die Zuhörer auf, sich zu erheben und er stimmte ein Lied an. Als sie sangen, stieg er von der Kanzel, ging zu dem Mann hin und macht mit ihm Frieden. Dann ging er wieder zurück auf die Kanzel, wartete, bis das Lied fertig gesungen war, ließ die Leute sich wieder setzen und fuhr mit seiner Predigt fort.

Georg Müller (1805–1898), der „Waisenvater von Bristol“, zog sich im Alter von siebzig Jahren von seinen Waisenhäusern zurück und begann einen Dienst als reisender Evangelist, den er bis ins hohe Alter von siebenundachtzig Jahren fortführte. Während dieser siebenzehn Jahre legte er eine Strecke von über 300.000 Kilometern zurück, predigte in zweiundvierzig Ländern und wurde von rund drei Millionen Menschen gehört. Das sind schier unglaubliche Zahlen, vor allem wenn man bedenkt, dass es damals weder Flugzeuge noch Soundsysteme gab.

Müller wurde einmal gefragt, was denn das Geheimnis seines langen Lebens sei. Er nannte drei Gründe: Der Zweite war die Freude, die er in Gott und seiner Arbeit empfand. Der Dritte war die Auferbauung, die er beim Lesen der Heiligen Schrift erlebte, und dass dadurch sein ganzes Dasein immer wieder erneuert werde. Der erste Grund ist in unserem Zusammenhang der wichtigste: Er übe sich darin, allezeit ein unverletztes Gewissen zu haben vor Gott und den Menschen. Damit zitierte er Paulus' Aussage vor dem Statthalter Felix (Apostelgeschichte 24,16). Das Wort, das in unseren Bibeln mit

„üben“ übersetzt wird (*askeo*), bedeutet, dass sich einer mit ganzer Hingabe und Kraft einer Aufgabe widmet. Es geht also um eine Praxis, die unseren ganzen Einsatz erfordert. Mit einem ungeklärten geistlichen Problem durchs Leben zu gehen ist eine gewaltige Belastung. Die damit verbundenen Schuldgefühle rauben uns die Energie und lassen uns ausgelaugt und ohne die Fülle des Geistes zurück.

Ich fürchte, dass wir mit unserem Verhalten als geistliche Leiter für die nächste Generation nur ein sehr armseliges Beispiel abgeben. Wenn wir diesen Trend nicht stoppen, liegt die Schuld für den in der jüngeren Generation überall zu findenden Zynismus bei uns selbst. Die jungen Leute kümmern sich wenig um unsere Lehren, weil wir sie nicht mit einem gottgefälligen Leben unterstreichen (Titus 2,10). Wenn wir nicht aufpassen, wird das in ein neues „finsteres Mittelalter“ führen, in dem Gesetzlichkeit und Kraftlosigkeit die Gemeinde plagen. Wer immer in der Gemeinde eine Aufgabe übernommen hat, sollte sich also mit ganzer Kraft darum bemühen, dass Jesu Barmherzigkeit und Reinheit in ihm sichtbar werden.

Natürlich wird die Nachhaltigkeit eines Dienstes auf lange Sicht daran gemessen, ob er zu Leben geführt hat, die vom Geist geprägt sind. Jesus sagt: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke! Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Der Evangelist Johannes erläutert dies mit den Worten: „Das sagte er aber von dem Geist, den die empfangen sollten, die an ihn glaubten“ (Johannes 7,37-29). Ein Hauptgrund für die unter geistlichen Leitern um sich greifende Problematik des Burnouts könnte auch darin zu finden sein, dass wir zu viel aus unserer eigenen Kraft heraus dienen und zu wenig aus den unerschöpflichen Ressourcen des Geistes heraus. Susan Pearlman, eine Leiterin in der „Juden-für-Jesus“-Bewegung, hat diesen Zusammenhang folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Ein Burnout passiert, wenn der Docht brennt, aber nicht die Kerze.“

Meine größte Angst ist, dass ich die Fülle des Geistes verlieren könnte, aus der ein echter Dienst entspringt. Die Menschen werden zuerst gar nicht merken, dass ich nur noch aus meiner Kraft heraus mein Amt ausführe. Ich habe vermutlich genug Wissen, Erfahrung

und Fähigkeiten, um einer Menge Leuten für eine recht lange Zeit etwas vorzumachen. Und selbst wenn sie etwas merken würden, würden sie es wahrscheinlich nicht an die große Glocke hängen. Aber in Bezug auf das, worauf es im Reich Gottes ankommt, wäre ich trotzdem ein Ausgestoßener, einer, dessen Arbeit nicht Gottes Zustimmung hat. Ich finde es beruhigend zu wissen, dass ich mit dieser Angst nicht allein bin. Auch Paulus kannte sie. Er schreibt: „Ich bezwinge meinen Leib und zähme ihn, damit ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde“ (1. Korinther 9,27).

Die Unmittelbarkeit des Geistes

Wenn wir beschreiben wollen, wie das Leben eines geisterfüllten Menschen aussieht, kommt noch ein weiterer Aspekt hinzu. Jesus sagte, dass es für seine Jünger besser sei, wenn er wegginge, denn dann käme der Tröster zu ihnen (Johannes 16,7). In den Versen danach beschreibt er, wie der Geist die Welt überführt. Aber ich denke, wir können auch annehmen, dass eine der Segnungen, die Jesus mit dem Kommen des Geistes verband, die Unmittelbarkeit seiner Gegenwart ist. Er will bei uns sein, nicht nur manchmal (wie bei den Jüngern, als Jesus noch auf der Erde war), sondern immer. Gottes Gegenwart scheint ein Charakteristikum des Neuen Bundes zu sein, das Jeremia und andere vorausgesehen haben (Jeremia 31,31-34; vgl. Hesekiel 11,18-20). In der Zeit des Alten Testaments war eine solche Unmittelbarkeit des Geistes nur einigen wenigen Privilegierten vorbehalten.

Das Neue Testament beschreibt eine neue Phase der Nähe in unserer Gemeinschaft mit Gott durch den Heiligen Geist (Römer 8,9; 1. Korinther 3,16; 6,19; 2. Korinther 13,14; Philipper 2,1). Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist und versichert uns, dass wir Gottes Kinder sind (Römer 8,15f.). Gott ist kein fernes Wesen, mit dem wir nur auf intellektueller Ebene eine Beziehung haben könnten. Wir erfahren ihn wirklich. Wir erleben seine Kraft in unserem Alltag (Lukas 24,49; Apostelgeschichte 1,8). In der Apostelgeschichte wird das Empfangen des Geistes ja auch nicht als ein intellektueller Vorgang beschrieben, an den man einfach glauben muss, sondern als etwas,

das persönlich erlebt wird (Apostelgeschichte 8,17-19; 19,6). Dort wird von Zeiten berichtet, in denen die Gläubigen ganz genau wussten, dass der Geist zu ihnen gesprochen hatte, um ihnen die Richtung zu weisen (Apostelgeschichte 13,2-4; 16,6f.). Manchmal kam eine solche Wegweisung auch durch eine besondere geistliche Gabe, wie der Dienst des Agabus deutlich macht (Apostelgeschichte 11,27f.; 21,10f.; vgl. 1. Korinther 12 und 14).

Durch die Kirchengeschichte hindurch haben Christen aus allen Konfessionen diese Unmittelbarkeit Gottes durch den Heiligen Geist erlebt. Aber oft hat eine spröde Rechtgläubigkeit (und manchmal auch eine spröde Falschgläubigkeit) in der Gemeinde Einzug gehalten und wie eine nasse Decke solche Erfahrungen erstickt. Über die Jahrhunderte gab es immer wieder Erweckungsbewegungen, die entstanden, wenn Christen wieder neu die Unmittelbarkeit des Geistes erlebten und sie ins Zentrum des geistlichen Lebens rückten. In den letzten drei Jahrhunderten ist dies zum Beispiel durch den Methodismus John Wesleys und die charismatische Erneuerung passiert.

Der Gedanke einer Unmittelbarkeit des Geistes ist tatsächlich immer wieder missbraucht worden. Manche Christen behaupten, Gott habe ihnen bestimmte Dinge offenbart, die vermutlich eher ihre eigenen Wünsche sind als Hinweise des Geistes. Das führt manchmal zu leidvollen Erfahrungen. Allerdings sollte der Missbrauch der geistlichen Gaben nicht dazu führen, dass wir den Gebrauch generell ablehnen. Stattdessen sollten wir Leitlinien für den Umgang mit den Gaben entwickeln, wie das auch Paulus in 1. Korinther 12-14 getan hat.

Die erste Folge einer Geisterfahrung ist eine neue Lebendigkeit in unserem Lobpreis. An Pfingsten wurde dies deutlich erkennbar, als die ersten Christen Gott in einer bisher nicht gekannten Weise priesen (Apostelgeschichte 2,1-12). Kurz nachdem Paulus die Epheser aufgefordert hat, sich mit dem Geist erfüllen zu lassen (Epheser 5,18), schreibt er: „Ermuntert einander mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singt und spielt dem Herrn in eurem Herzen und sagt Dank Gott, dem Vater, allezeit für alles, im Namen unseres Herrn Jesus Christus“ (5,19f.). Die Häuser der ersten Methodisten

konnte man angeblich am Gesang erkennen. In unseren Tagen ist durch die charismatische Erneuerung die ganze weltweite Kirche angeregt worden, neu über Stellenwert und die Lebendigkeit des Lobpreises nachzudenken. Das Ergebnis ist eine ganze Welle neuer Lieder (manche davon sind gut, andere dagegen eher nicht).

Die Erfüllung als Bevollmächtigung für den Dienst

Der zweite Aspekt, in dem die Erfüllung mit dem Geist wichtig ist, ist die Frage nach der Bevollmächtigung für den Dienst. Wir sehen das an verschiedenen Stellen der Apostelgeschichte. Als er die erste Verteidigungsrede schildert, die jemals ein Christ vor den jüdischen Autoritäten halten musste, beginnt Lukas mit den Worten: „Petrus, voll des Heiligen Geistes, sprach zu ihnen ...“ (Apostelgeschichte 4,8). Der Geist war es, der Petrus half, auf die Anschuldigungen angemessen zu reagieren, denn Jesus hatte verheißen: „Wenn sie euch hinführen und überantworten werden, so sorgt euch nicht vorher, was ihr reden sollt; sondern was euch in jener Stunde gegeben wird, das redet. Denn ihr seid's nicht, die da reden, sondern der Heilige Geist“ (Markus 13,11). Er gibt die Vollmacht, Widerständen entgegenzutreten.

In diesem Zusammenhang „geboten“ die jüdischen Autoritäten „ihnen, keinesfalls zu reden oder zu lehren in dem Namen Jesu“ (Apostelgeschichte 4,18). Die Jünger antworteten: „Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“ (4,20), dann gingen sie zum Rest der Gemeinde und erzählten dort, was ihnen widerfahren war. Es war die erste wirkliche Krise für die neuentstandene Gemeinde. Das, was sie als ihre höchste Aufgabe ansah, war soeben für illegal erklärt worden. Doch „als sie das hörten, erhoben sie ihre Stimme einmütig zu Gott“ und beteten (4,24): „Und nun, Herr, sieh an ihr Drohen und gib deinen Knechten, mit allem Freimut zu reden dein Wort“ (4,29). Es war ein Gebet, das von Gott unmittelbar beantwortet wurde: „Als sie gebetet hatten, erbebt die Stätte, wo sie versammelt waren; und sie wurden alle vom Heiligen Geist erfüllt und redeten das Wort Gottes mit Freimut“ (4,31). Auch hier haben wir es mit einer Bevollmächtigung inmitten von Widerständen zu tun.

Leider reagieren wir oft ganz anders, wenn wir auf Widerstände oder Probleme stoßen. Manchmal werden wir übervorsichtig und sagen Sätze wie: „In so einer feindseligen Umgebung werde ich meinen Mund nicht mehr aufmachen.“ Oder: „Ich werde nie mehr irgendwelche Veränderungen vorschlagen. Meine Gemeinde ist zu radikalen Schritten einfach nicht bereit.“ Oder: „So will ich nicht mehr weiterarbeiten. Vielleicht sollte ich alles hinwerfen.“ Manchmal fallen unsere Antworten auch geradezu aggressiv aus. Ich erinnere mich an einen Jugendpastor, dem mitgeteilt worden war, dass die Ältesten seiner Gemeinde eine umstrittene Veranstaltung ausfallen lassen wollten. Zornig rief er aus: „So, das ist es, was die Ältesten wollen? Na gut, ich bin schließlich der Pastor. Wir werden ja sehen, wer hier am Ende die Hosen an hat!“ Vielleicht bekommen wir einen wenig freundlichen Brief von einem Gemeindeglied. Unsere natürliche Reaktion ist oft, ihm ebenfalls eine wenig freundliche Antwort zurückzuschreiben.

Wenn wir attackiert werden, haben wir also die Weisheit und den Mut des Heiligen Geistes dringend nötig. Es ist deshalb in solchen Situationen absolut notwendig, Gott um seine Weisung und Stärke zu bitten und unserem ersten Impuls nicht zu folgen, der darin besteht, einfach zurückzuschlagen oder irgendetwas zu unternehmen, womit wir das Problem allein in die Hand nähmen. Leider fällt uns Gebet oft erst dann ein, wenn unser eigener Lösungsversuch keinen Erfolg hatte.

Vor ein paar Jahren stand ich vor der größten Herausforderung meines bisherigen Dienstes. Einige meiner Mitarbeiter waren mit ein paar grundlegenden Entscheidungen nicht einverstanden und hatten das Gefühl, dass ich sie als Leiter verraten hatte. Sie schütteten all ihren Ärger vor mir aus, was mich sehr verletzte. Aber in dieser Krise hat mir Gott etwas beigebracht, was sich als äußerst hilfreich erwies: Bevor wir in einer Krise feindseligen Menschen gegenüber treten, sollten wir Gott begegnen. Ansonsten ist unser Dienst schnell nicht mehr als die Reaktion auf Ärger, Ablehnung und Vorwürfe. Nur wenn wir zutiefst davon überzeugt sind, dass Gott uns annimmt, als wertvolle Diener betrachtet und mit seinem Geist erfüllt, können wir uns den Herausforderungen stellen.

Während dieser Krise bin ich manchmal stundenlang allein in meinem Arbeitszimmer gewesen, habe gedacht, gebetet und in der Bibel gelesen und war mir dabei dessen bewusst, dass dies alles in der Gegenwart Gottes geschieht. Danach habe ich mich mit den entsprechenden Leuten getroffen, ebenfalls in dem Bewusstsein, dass Gott mir die Kraft dazu gibt. Ich glaube, dass diese Zeit mit Gott sehr hilfreich war, denn ich wollte dem Ärger der Menschen in der Kraft des Geistes begegnen und nicht im Fleisch. Nur auf diese Weise, so glaube ich, konnte ich zur Heilung beitragen, statt Öl ins Feuer zu gießen. Ein gutes Beispiel für dieses Prinzip ist Jakob, der eine Nacht lang mit Gott rang, bevor er seinem Bruder Esau begegnen konnte, der ihm mit einer großen Streitmacht entgegenkam (1. Mose 32,22-32). Als er abends loslief, war er ein ängstlicher Mann, doch am nächsten Morgen konnte er sich mit dem Segen Gottes der Herausforderung stellen.

Der dritte Aspekt, wie Erfüllung und Bevollmächtigung durch den Geist zusammenhängen, wird in der Apostelgeschichte kurz vor dem Tod des Stephanus erwähnt. Stephanus hielt ja eine große Rede, in der er seinen Zuhörern vorwarf, dem Gesetz ungehorsam gewesen zu sein und den Messias gekreuzigt zu haben (Apostelgeschichte 7,51-53). Im nächsten Vers lesen wir: „Als sie das hörten, ging’s ihnen durchs Herz und sie knirschten mit den Zähnen über ihn.“ Dann aber heißt es: „Er aber, voll Heiligen Geistes, sah auf zum Himmel und sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus stehen zur Rechten Gottes und sprach: Siehe, ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen.“ (7,55f.) Daraufhin wurde er vom Mob gesteinigt.

Es geht hier also nicht um eine Bevollmächtigung zum Dienst, etwa zu einer besonderen Predigt. Die Herausforderung, vor der Stephanus steht, ist vielmehr sein unmittelbar bevorstehender schmerzvoller Tod. Es geht also um die Bevollmächtigung, dem Tod ins Auge zu sehen. An dieser Stelle geschieht die Bevollmächtigung in einer besonderen Form: Stephanus bekommt eine Vision des auferstandenen Herrn und seiner Herrlichkeit. Durch die Kirchengeschichte hindurch haben viele Menschen in schweren Krisenzeiten einen neu-

en Einblick in Gottes Sein und Herrlichkeit bekommen. Das geschah auch schon im Alten Testament: In dem Jahr, in dem der gerechte König Usija starb und durch einen bösen ersetzt wurde, sah Jesaja „den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Thron“ (Jesaja 6,1).

Als der spätere große indische Prediger Sadhu Sundar Singh Christ wurde, hat ihn seine eigene Sikh-Familie nicht nur verstoßen, sondern sogar vergiftet. Er überlebte den Anschlag und war einige Zeit später wieder in der Gegend seines Heimatdorfes auf einer Predigtreise. So beschloss er, seinen Vater zu besuchen. Sundar Singh berichtet: „Zuerst wollte mich mein Vater gar nicht sehen oder auch nur ins Haus lassen. Weil ich Christ geworden war, hatte ich meine Familie entehrt. Doch nach einer Weile kam er hinaus und sagte: ‚Gut, meinerwegen kannst du heute Nacht hierbleiben – aber nur, wenn du vor Sonnenaufgang verschwindest. Ich will dich nie wieder sehen.‘“ Singh führt weiter aus: „Ich habe kein Wort gesagt. Beim Abendessen musste ich abseits sitzen, damit ich weder sie noch das Geschirr verunreinigen konnte. Schließlich brachte er mir etwas zu essen und gab mir etwas zu trinken. Er nahm ein Gefäß und goss das Wasser in meine Hände, sodass ich nichts berühren konnte, so wie man es mit einem Ausgestoßenen zu tun pflegt.“

Und weiter: „Mein Vater, der mich einst so geliebt hatte, hasste mich nun, als sei ich ein Unberührbarer.“ Für Sundar Singh war das fast unerträglich. „Während dieser Behandlung begann ich zu weinen, die Tränen flossen nur so über meine Wangen.“ Aber zu diesem Zeitpunkt erlebte er etwas, was ich eine Erfüllung mit dem Heiligen Geist nennen würde. Er berichtet: „Doch trotz alledem war mein Herz mit einem unaussprechlichen Frieden erfüllt. Ich dankte meinem Vater trotz dieser Behandlung ... sagte ihm respektvoll ‚Auf Wiedersehen‘ und ging weg. Als ich draußen auf dem Feld war, dankte ich Gott und verbrachte die Nacht unter einem Baum, um am Morgen weiterzuziehen.“ Viele Jahre später wurde auch Sundar Singhs Vater Christ.

Von einem christlichen Märtyrer wird berichtet, dass er zu lächeln anfang, während sein Peiniger das Feuer anzündete, auf dem er ver-

brannt werden sollte. Der Henker fuhr ihn an: „Was gibst du denn da zu lachen!“ Der Christ antwortete: „Ich habe die Herrlichkeit Gottes gesehen und bin glücklich.“

Zeiten, in denen wir für eine gerechte Sache emotional oder vielleicht sogar im wahrsten Sinne des Wortes sterben müssen, sind schwer auszuhalten. Unsere natürliche Reaktion ist Ärger, schließlich haben wir nichts Unrechtes getan, während die, die im Augenblick die Überhand haben, ganz offensichtlich falsch liegen. In solchen Situationen wird der christliche Charakter bis in seine Grundfesten geprüft. Wir brauchen daher Gottes Gnade als Unterstützung. Wir brauchen eine besondere Berührung Gottes – eine Bevollmächtigung durch die Fülle des Geistes.

Den vierten Aspekt der Erfüllung als Bevollmächtigung für eine Aufgabe erkennen wir am Dienst von Paulus und Barnabas vor dem römischen Prokonsul Sergius Paulus, der bereitwillig das Wort Gottes hörte. „Da widerstand ihnen der Zauberer Elymas – denn so wird sein Name übersetzt – und versuchte, den Statthalter vom Glauben abzuhalten.“ (Apostelgeschichte 13,8) Paulus aber, „voll Heiligen Geistes, sah ihn an“, wies ihn zurück und verkündete, dass er blind sein solle. Und in der Tat wurde Elymas blind (13,9-11). Wir haben es also mit einem Fall zu tun, in dem der Geist zu einer vollmächtigen Zurückweisung begabt.

Auch in diesem Bereich haben wir die Kraft des Geistes bitter nötig, obwohl wir uns gern um solche Themen herumdrücken, weil eine Konfrontation schwierig und unangenehm ist. Wir brauchen aber auch die Kontrolle des Geistes, sonst werden wir ungeduldig und weisen andere in einer Weise zurück, die mehr Schaden als Nutzen bringt. Wenn ich jemanden zurückweisen muss, bete ich also nicht nur vor dem entscheidenden Gespräch, sondern auch währenddessen, damit ich ganz unter der Kontrolle des Geistes spreche.

Wenn wir nur die Apostelgeschichte nach Situationen absuchen, in denen eine besondere Bevollmächtigung des Geistes nötig ist, haben wir es zwangsläufig nur mit einer begrenzten Anzahl zu tun. Diese Vorgehensweise ist trotzdem hilfreich, denn sie stößt uns zum Beispiel darauf, dass es auch eine Bevollmächtigung gibt, die mit dem

Sterben zu tun hat, oder eine, die zur Zurückweisung befähigt, beides Aspekte, die wir normalerweise nicht mit der Erfüllung mit dem Heiligen Geist in Verbindung bringen. Wenn wir an Vollmacht denken, dann assoziieren wir sie in der Regel nur mit öffentlichkeitswirksamen Dingen wie Predigen oder Heilen. In der Apostelgeschichte sehen wir aber, dass es auch eine Vollmacht gibt, die uns durch Krisen hindurchhilft.

Der Abschnitt aus Jesaja (61,1f.), den Jesus in Nazareth in Bezug auf seine eigene Bevollmächtigung zitiert, erwähnt ebenfalls verschiedene Aspekte des Dienstes. „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat, zu verkündigen das Evangelium den Armen; er hat mich gesandt, zu predigen den Gefangenen, dass sie frei sein sollen, und den Blinden, dass sie sehen sollen, und den Zerschlagenen, dass sie frei und ledig sein sollen, zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn.“ (Lukas 4,18f.) Die Vielfalt der hier aufgezählten Dienste macht deutlich, dass wir für alles, was wir tun, Gottes Vollmacht brauchen. Es kann sein, dass wir auf einer Konferenz einen Vortrag halten oder einen Sünder zurechtweisen müssen. Es kann sein, dass wir auf Widerstand und Entmutigung stoßen. Es kann sein, dass wir im Kindergottesdienst oder in der Schule Kindern etwas beibringen sollen. Es kann der Besuch bei einem Kranken ebenso sein wie das Singen eines Liedes oder ein geistliches Gespräch mit den eigenen Kindern. Es kann sich um unseren Einsatz für soziale Gerechtigkeit oder allgemein um Sozialarbeit handeln. Es kann sein, dass wir in einem unmoralischen und korrupten Umfeld arbeiten müssen. Für alle diese Herausforderungen brauchen wir die Vollmacht des Geistes.

Manchmal kommt diese Vollmacht in einer Weise auf uns, dass andere es deutlich erkennen, wie das an manchen Stellen der Apostelgeschichte zu lesen ist. Das bedeutet jedoch nicht, dass wir ohne Vollmacht handeln, wenn wir nichts Besonderes erlebt haben. Ich bin zum Beispiel immer wieder erstaunt, wenn Menschen auf eine Predigt ansprechen, die ich für einen echten Flop halte. Bei solchen Gelegenheiten merke ich, dass die Botschaft trotzdem ankommt, obwohl ich mich nicht besonders geistgeleitet gefühlt habe, denn es ist der Geist, der die Menschen anspricht, nicht ich.

Vollmacht und Gebet

Aus diesen Gründen brauchen wir für unseren Dienst unbedingt Gottes Bevollmächtigung. Wie jedoch sollen wir sicherstellen, dass wir wirklich im Segen arbeiten? Der souveräne Gott wird uns sicher nach seinem Willen mit seiner übernatürlichen Kraft erfüllen, und manchmal werden wir erleben, dass er uns dort am meisten gebraucht, wo wir am wenigsten damit gerechnet haben. Trotz dieser Gewissheit können wir aber auch etwas dazu beitragen, um Gefäße für Gottes Gebrauch zu werden. Als Paulus diese Gefäßmetapher Timotheus gegenüber gebraucht, führt er weiter aus: „Wenn nun jemand sich reinigt von solchen Leuten, der wird ein Gefäß sein zu ehrenvollem Gebrauch, geheiligt, für den Hausherrn brauchbar und zu allem guten Werk bereitet.“ (2. Timotheus 2,21) Welche bedeutende Rolle unser Leben als heilige Diener Gottes dabei spielt, haben wir ja bereits gesehen.

Im Neuen Testament, vor allem in den beiden lukanischen Büchern, gibt es jedoch auch eine enge Verbindung von Erfahrungen mit dem Geist und Gebet. Nach seiner Taufe betete Jesus, als sich der Himmel öffnete und der Heilige Geist auf ihn herabkam (Lukas 3,21f.). Jesus verheißt, dass „der Vater im Himmel den Heiligen Geist“ denen geben wird, „die ihn bitten“ (Lukas 11,13). Vor dem großen Pfingstereignis waren die Jünger „stets beieinander einmütig im Gebet samt den Frauen und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern“ (Apostelgeschichte 1,14). Nachdem Petrus und Johannes ein Predigtverbot erteilt worden war, traf sich die Gemeinde zum Gebet und erlebte unmittelbar danach eine Erfüllung mit dem Geist (Apostelgeschichte 4,21).

In manchen Bereichen unseres Dienstes, wie dem Gebet für Kranke, wird die Kraft Gottes direkt durch Gebet freigesetzt. Im Zusammenhang mit heilendem Gebet führt etwa Jakobus aus: „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ (Jakobus 5,16) In unserem Dienst leiten wir oft Menschen im Gebet und beten dabei für die verschiedenen öffentlichen und privaten Nöte der Menschen. Darüber hinaus dürfen wir niemals vergessen, dass das Gebet ein Schlüssel ist, um unser Leben für den Geist zu öffnen, sodass er

uns erfüllen kann. Als die Jünger Jesus fragten, warum sie nicht in der Lage waren, einen Jungen von einem bösen Geist zu befreien, antwortete er: „Diese Art kann durch nichts ausfahren als durch Beten.“ (Markus 9,29) In diesem Zusammenhang lesen wir zwar nichts über ein Gebet Jesu – „Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf, und er stand auf.“ (9,27) – aber kurz zuvor hatte Jesus auf dem Berg der Verklärung gebetet (Lukas 9,29).

Als Jesus also seinen Jüngern in Markus 9,29 erklärte, wie wichtig das Gebet ist, um Kraft für eine bestimmte Aufgabe zu schöpfen, sprach er von einem Leben im Gebet als grundlegenden Aspekt für die Vorbereitung auf den Dienst. Jesaja 40,31 verheißt: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.“

Das Gebet hilft uns, mit dem Herzen Gottes in Einklang zu kommen. Judas schreibt: „Ihr aber, meine Lieben, ... betet im Heiligen Geist, und erhaltet euch in der Liebe Gottes“ (Judas 20f.). „Betet“ ist im Griechischen ein Partizip, und „erhaltet euch“ ist ein Imperativ. Aber wie erhalten wir uns in der Liebe Gottes – wie stellen wir sicher, dass wir völlig im Einklang mit dem Heiligen Geist sind? Indem wir im Heiligen Geist beten. Wenn wir beten, setzen wir die Segel, in die der Heilige Geist hineinweht, um uns dahin zu treiben, wohin er uns haben möchte. Je mehr Zeit wir in seiner Gegenwart verbringen, je tiefer wir in ihn eindringen, desto besser werden wir ihn in unserem Dienst repräsentieren.

Manche gebrauchen hierfür das altertümliche Wort „Salbung“. Damit beschreiben sie das „mystische Etwas“ in einer Predigt, das niemand wirklich definieren kann, das aber jeder bemerkt, der ein wenig geistlich sensibel ist. Diese Salbung erlangt man nur durch Gebet. Alles andere, was für eine gute Predigt wichtig ist, bekommt man durch Gebet *und* irgendetwas anderes. Allein die Salbung erlangt man ausschließlich durch Gebet. Deshalb zeigt ihr Fehlen auch wie nichts anderes, wie ärmlich unser Gebetsleben im „stillen Kämmerlein“ tatsächlich ist. Eine ordentliche Predigt offenbart die Vorbereitung eines Menschen, aber an der Salbung erkennt man die Gegenwart Gottes.

E. Stanley Jones war in seinem Dienst unglaublich vital, bis er fast neunzig Jahre alt war. Mein Predigtlehrer Donald Demaray hat mir erzählt, wie er als junger Prediger einmal das Privileg hatte, Dr. Jones nach einem Meeting nach Hause zu fahren. Demaray fragte ihn, was ihn zu so einem brillanten Verkündiger des Evangeliums mache. Offensichtlich war Jones die Frage peinlich, jedenfalls schien er nach Worten zu suchen. Doch kurz bevor er aus dem Auto stieg, fiel ihm etwas ein: „Gebet.“ Er selbst schrieb: „Jemand fragte mich einmal, wie ich mein geistliches Leben gestalte. Ganz einfach: Bestimmte Stunden gehören nicht zu meinem Tag, ich rechne sie nicht mit. In dieser Zeit bekomme ich die Kraft, die ich für meinen Tag brauche. Wenn ich diese Stunden zusammenstreiche, fällt mein Tag ebenfalls in sich zusammen. Ob ich gut bin oder schlecht, hängt davon ab, ob ich viel oder wenig bete. Ich kann den Tag vergessen, wenn ich meine Gebetsstunde vergesse.“

Manchmal passiert es, dass uns Gott mitten in einer Aufgabe wie dem Verfassen einer Predigt innehalten lässt und uns auffordert, uns selbst vorzubereiten, bevor wir die Aufgabe weiter vorbereiten. Wenn wir so etwas merken, dann sollten wir sofort aufhören und anfangen zu beten.

Unsere Vorbereitung kann manchmal für das Gebet hinderlich sein. Meine Gemeinde trifft sich nachmittags, und normalerweise bete ich für ihre Mitglieder, bevor ich sonntags in den Gottesdienst gehe. Ich höre also mit allem auf, was ich gerade tue, und nehme mir ungefähr eine halbe Stunde Zeit, um zu beten. Eines Tages saß ich an meinem Computer und arbeitete gerade mit großem Elan an einer Auslegungsreihe, die schließlich dieses Buch hier werden sollte. Plötzlich fiel mir ein, dass ich jetzt eigentlich aufhören und beten müsste. Aber ich zögerte den Zeitpunkt immer weiter hinaus, weil ich gerade so gut im Fluss war. Irgendwann war es dann zu spät. Es war Zeit zu gehen. Ich speicherte also meine Arbeit und wollte den Computer ausschalten. Genau in diesem Augenblick stürzte das Betriebssystem ab. Die letzte halbe Stunde Arbeit war verloren! Doch für mich war es eine gute Lektion, meine Prioritäten das nächste Mal anders zu setzen.

Wenn wir für eine Veranstaltung beten, sollten wir Gott um seine Fülle für unseren Dienst bitten. Paulus bat seine Leser, für die verschiedenen Aspekte seines Dienstes zu beten. So schreibt er an die Epheser: „Betet allezeit ... für mich, dass mir das Wort gegeben werde, wenn ich meinen Mund auftue, freimütig das Geheimnis des Evangeliums zu verkündigen, ... dass ich mit Freimut davon rede, wie ich es muss.“ (Epheser 6,18-20) Wenn er schon andere zum Gebet für seinen Dienst aufgerufen hat, hat er mit Sicherheit auch selbst dafür gebetet. Ich singe während meiner Gebetszeit oft ein Kirchenlied, das etwas mit dem christlichen Auftrag oder der Vollmacht durch den Geist zu tun hat, weil Lieder manchmal besser als Worte ausdrücken, was ich empfinde. Und wenn ich dann auf die Kanzel steige, um meine Predigt zu beginnen, bitte ich in der Regel Gott in der Stille um seine Vollmacht.

Trotzdem glaube ich nicht, dass wir unsere ganze Gebetszeit vor einer Aufgabe damit verbringen sollten, um die Erfüllung mit dem Heiligen Geist zu beten. Andere Formen des Gebetes wie die Fürbitte bringen uns ebenfalls in Einklang mit dem Herzen Gottes. Wenn wir beten, haben wir einen direkten Zugang zu Gott. In meinen Gebeten vor einer Predigt gehe ich normalerweise auch meine Liste mit Leuten durch, für die ich üblicherweise bete. Vor Kurzem war ich in Amsterdam auf einer Konferenz für Evangelisten, wo ich eine Morgenandacht gehalten habe. Vor rund zehntausend Evangelisten zu sprechen ist nicht nur herausfordernd, sondern auch sehr anstrengend. Deshalb bin ich früh am Morgen aufgestanden, um zu beten. Doch nachdem ich eine Weile um Gottes Vollmacht gebetet hatte, dachte ich, dass es keinen Sinn macht, mit immer neuen Worten um dieselbe Sache zu bitten. Also packte ich meine Gebetsliste aus und betete für meine Familie und meine Kollegen, so wie ich das jeden Tag tue. Später erkannte ich, dass diese Fürbitte ebenfalls eine Vorbereitung für meinen Dienst gewesen war. Indem ich Zeit mit Gott verbrachte, kam ich in Einklang mit seinem Herzen.

In der Regel nehme ich mir schon am Tag vor einer Veranstaltung meinen Terminkalender vor, um genügend Zeit für das Gebet einzuräumen. Allerdings hat das auch schon bei verschiedenen Gelegen-

heiten nicht funktioniert, weil irgendetwas Unvorhergesehenes dazwischengekommen ist. In solchen Fällen bin ich auf Gottes Gnade angewiesen, die für alles genügt, und gehe im Glauben, dass Gott meinen Dienst schon segnen wird.

Letztes Jahr war ich auf einer Missionskonferenz in England, wo ich einen Vortrag darüber halten sollte, wie wichtig für christliche Hauptamtliche regelmäßige Zeiten mit Gott sind. Am Abend vorher habe ich vier verschiedene Wecker gestellt, um wirklich sicherzugehen, dass ich genügend Zeit zum Gebet hatte. Ich habe es tatsächlich geschafft, alle vier zu verschlafen! Ich musste sogar so hetzen, dass ich es beinahe nicht pünktlich zu meinem Vortrag geschafft hätte. Aber Gottes Gnade genügte auch für diese Herausforderung!

Manchmal passiert es auch, dass mir unmittelbar vor einer Predigt noch ein Punkt einfällt, den ich unbedingt noch berücksichtigen sollte. Deswegen fallen meine Gebetszeiten manchmal kürzer aus als geplant. Bei solchen Gelegenheiten bitte ich Gott, auf mich aufzupassen und verspreche ihm, dass ich nach meiner Predigt mit meiner Fürbitte fortfahren werde. Das ist mir zum Beispiel heute passiert, als ich an diesem Absatz geschrieben habe. Kurz vor meiner Predigt sind mir morgens noch einige gute Gedanken gekommen. Sie aufzuschreiben hat zwangsläufig meine Gebetszeit verkürzt. Also habe ich Gott versprochen, dass ich am Abend mit meinem Gebet weitermachen würde. Abends hatte ich das allerdings vergessen und setzte mich an den Schreibtisch, ohne meine Fürbitten wieder aufzunehmen. Nachdem dieser Absatz fertig war, fiel es mir plötzlich wieder ein. Also habe ich eine Pause eingelegt und erst einmal gebetet!

Das zeigt, dass wir nicht gesetzlich sein sollten, was die Beziehung von Gebet und Vollmacht für unseren Dienst angeht. Wichtig ist nur, dass wir in Gottes Nähe bleiben. Und ich kenne dazu keinen besseren Weg als das Gebet.

Lasst uns also sicherstellen, dass wir im Geist dienen. Letztlich gehen wir im Glauben, vertrauen darauf, dass Gott uns schon hindurchhelfen wird, und sind uns sehr wohl bewusst, dass wir eigentlich sind, um eine solch großartige Arbeit zu tun. Doch wenn wir dabei etwas erkennen, das Gott behindert, dann müssen wir uns dem

mit äußerster Dringlichkeit zuwenden. Das ist unsere Aufgabe – wir müssen nur versuchen, die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, damit Gott wirken kann. Denn es bleibt dabei: Letzten Endes wirkt allein Gott.

Wie viel Vollmacht wir haben, hängt nicht allein an unserem Gebet. Die Briefe des Apostels Paulus machen uns deutlich, dass er auf das Gebet anderer angewiesen war, um Kraft für seinen Dienst zu bekommen. Ich habe elf Stellen in acht Briefen gefunden, in denen er seine Leser zum Gebet für ihn auffordert. Zwei weitere Bitten kommen im Hebräerbrief dazu. Paulus bat für unterschiedliche Anliegen um Gebet, wie die folgende Liste zeigt:

- Einmal geht es um eine allgemeine Bitte: „Liebe Brüder, betet auch für uns.“ (1. Thessalonicher 5,25) In Hebräer 13,18 geht es um ein ähnliches Anliegen.
- Fünfmal fordert er seine Leser dazu auf, für seine Freilassung aus dem Gefängnis oder für die Bewahrung vor Feinden zu beten (Römer 15,31; 2. Korinther 11,1; Philipper 1,19; 2. Thessalonicher 3,2; Philemon 22).
- Er ruft zum Gebet dafür auf, dass ihm die richtigen Worte gegeben werden, um furchtlos das Evangelium zu verkündigen (Epheser 6,19).
- Noch einmal bittet er um Gebet, damit er mutig bekennen kann (Epheser 6,20).
- Er bittet um offene Türen für die Evangelisation (Kolosser 4,3) und dass die Botschaft sich schnell verbreitet und auf fruchtbaren Boden fällt (2. Thessalonicher 3,1).
- Der Autor des Hebräerbriefes bittet seine Leser, dafür zu beten, dass er bald zu ihnen kommen kann (Hebräer 13,19).

Diese Liste zeigt, dass es eine große Bandbreite an Anliegen bezüglich unseres Lebens und Dienstes gibt, für die wir Menschen um Gebet bitten können. Ich weiß, dass es Menschen gibt, die dabei eher zögerlich sind. Manche fragen sich, ob sie damit nicht bei anderen etwas abladen, was diesen zur Last werden könnte. Andere fragen sich, ob

diejenigen, die sie bitten, überhaupt an ihren Gebetsanliegen interessiert sind. Manche halten es für unnötig, sich durch die Offenlegung ihrer Bedürfnisse verletzlich zu machen. Manche glauben, dass es unter ihrer Würde als Pastor ist, andere um Gebet für ihre Probleme und Bedürfnisse zu bitten. Ich denke, dass die große Zahl der Gebetsbitten in den Briefen, von denen die meisten an ganze Gemeinden gerichtet sind, eindeutig belegt, dass die genannten Argumente wenig stichhaltig sind.

Ich habe es mir angewöhnt, an einen recht breiten Kreis von Leuten Briefe und E-Mails mit besonderen Gebetsanliegen zu versenden. Meistens schreibe ich in diesen Briefen, dass sich niemand verpflichtet fühlen soll, für meine Anliegen zu beten oder auch nur den Brief zu lesen, schon gar nicht, ihn zu beantworten. Wenn wir mitbekommen, dass manche unsere Briefe ungelesen in den Papierkorb werfen, sollten wir uns nicht aufregen. Jeder von uns bekommt so viele Briefe und Mails, dass wir einfach Prioritäten setzen müssen und nicht alles sorgfältig behandeln können. Aber ich weiß auch, dass nicht wenige meiner Brief- und Mailempfänger für die genannten Anliegen beten, und das ist ein Schlüssel für die Nachhaltigkeit meines Dienstes.

Auch die Problematik, ob wir uns durch das Offenlegen unserer Schwächen und Bedürfnisse nicht verwundbar machen, wird meiner Meinung nach überschätzt. Wenn wir ganz ehrlich sind, müssen wir doch zugeben, dass wir eigentlich nicht qualifiziert sind, um an Gottes Reich zu bauen. Wir sind irdene Gefäße, die Schwachen der Welt, denen Gott in seiner Barmherzigkeit einen Auftrag gegeben hat (2. Korinther 4,1-7). Ohne Gottes Vollmacht sind wir nichts. Deshalb gebrauchen wir alles, was nötig ist, um in dieser Vollmacht unser Leben und unseren Dienst zu gestalten.

3. Von Gott bestätigt

Im ersten Kapitel haben wir die Aspekte unseres Dienstes betrachtet, die im Wesentlichen unser Anteil sind – Identifikation bzw. Inkarnation als Grundvoraussetzung. Im zweiten Kapitel haben wir einen Blick auf den Bereich geworfen, der in erster Linie von Gott abhängt – die Bevollmächtigung durch den Heiligen Geist. Nun schauen wir auf einen weiteren Schlüssel zu unserem Dienst, die Bestätigung, die ebenfalls weitgehend von Gott kommt. Die Herausforderungen, vor denen wir in unserem Dienst stehen, sind so groß, dass wir uns immer zunächst auf das konzentrieren sollten, was Gott für uns tut. Wenn wir das nicht tun, werden uns die Probleme und unsere eigenen Unzulässigkeiten so sehr über den Kopf wachsen, dass wir in wenig hilfreicher Weise reagieren. In schwierigen Situationen werden wir dann vielleicht entmutigt und ängstlich. Wir werden kleinlaut, zynisch oder bitter, wenn wir es mit schwierigen Menschen zu tun haben. Oder wir werden diktatorisch und getrieben, weil wir Angst haben, dass uns die Kontrolle über Situationen und Menschen zu entgleiten droht.

Wie Gott uns bestätigt

Der Anfang von Jesu Dienst

Nachdem der Geist auf Jesus herabgekommen war, „geschah eine Stimme vom Himmel: Du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen.“ (Markus 1,11) Diese Stimme war ohne Zweifel Gottes Stimme. In dem Satz werden vermutlich zwei alttestamentliche Abschnitte zusammengefasst. Der erste stammt aus Psalm 2,7: Gott „hat zu mir gesagt: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt.“ Psalm 2 ist ein sogenannter „Thronbesteigungspsalm“, der vermutlich bei der Salbung und Einsetzung der davidischen Könige gebetet wurde. Die andere Passage ist Jesaja 42,1: „Siehe, das ist mein Knecht – ich halte ihn – und mein Auserwählter, an dem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen Geist gegeben; er wird das Recht unter die Heiden bringen.“ Matthäus zitiert diesen Abschnitt, um zu

erläutern, dass Jesu Dienst eine Erfüllung der Prophetien Jesajas ist (Matthäus 12,18). Beide Texte aus dem Alten Testament wurden von vielen Zeitgenossen Jesu als messianische Weissagungen verstanden. Was wir also in Gottes Ausruf über Jesus erkennen, ist eine Kombination des niedrigen, leidenden Gottesknechtes, von dem Jesaja spricht, mit dem königlichen Auserwählten aus den Psalmen.

Fällt eine solche Botschaft auf fruchtbaren Boden, erfüllt sie drei der grundlegendsten menschlichen Bedürfnisse. Indem er Jesus seinen Sohn nennt, spricht Gott zuerst Jesu Bedürfnis nach Identität an. Indem er sein Wohlgefallen ausdrückt, befriedigt er Jesu Bedürfnis nach Gewissheit. Mit Gott an unserer Seite haben wir nichts zu fürchten. „Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein?“ (Römer 8,31), wie Paulus schreibt. Indem Gott bestätigt, dass Jesus der Messias ist, erfüllt er schließlich als drittes das menschliche Bedürfnis nach Bedeutung. Jesus hatte eine wichtige Aufgabe vor sich.

Brauchte Jesus überhaupt eine solche Bestätigung? Ob er sie nun brauchte oder nicht, er bekam sie jedenfalls. Und weil er ganz Mensch war, können wir annehmen, dass er bestimmte Dinge ebenso brauchte wie andere Menschen. Wir haben dessen ungeachtet zweifelsohne alle drei nötig: Identität, Gewissheit und Bedeutung.

Seine Bestätigung empfing Jesus zu einem Zeitpunkt, als er seinen Dienst gerade erst begonnen hatte. So etwas hätte jeder von uns gerne, wenn er einen neuen Dienst oder eine neue Aufgabe übernimmt. Wir fragen uns doch immer, ob wir den Herausforderungen gewachsen sein werden, die dabei auf uns zukommen, und nicht selten hilft uns Gott in unserem Glauben, indem er uns ein bestätigendes Wort zuspricht.

Als Gott in Apostelgeschichte 4 die Stätte, wo die Gemeinde versammelt war, erbeben ließ, hat er meiner Ansicht nach damit solch eine Bestätigung ausgesprochen. Petrus und Johannes hatten kurz zuvor berichtet, dass die jüdischen Autoritäten ihre Hauptaufgabe untersagt hatten. Sie durften nicht mehr länger evangelisieren. Die Gemeinde betete daraufhin, dass Gott ihr Mut zur Verkündigung gebe, und bat ihn, seine Hand auszustrecken, damit Heilungen und Wunder geschehen (Apostelgeschichte 4,29f.). „Als sie gebetet hat-

ten, erbebt die Stätte, wo sie versammelt waren; und sie wurden alle vom Heiligen Geist erfüllt und redeten das Wort Gottes mit Freimut.“ (4,31) Auf diese Weise teilte Gott ihnen mit, dass ihr Gebet erhört worden war. Er würde ihnen das geben, was sie zu ihrem Dienst brauchten.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, was passierte, als zwei von mir hoch geschätzte und verehrte christliche Leiter in sexuelle Sünde gefallen waren. Von dem ersten Fall hörte ich während einer Konferenz, kurz nachdem ich die Morgenandacht gehalten hatte. Ich ging auf mein Zimmer und war am Boden zerstört. *Wenn selbst dieser große Mann fallen kann, gibt es dann irgendeine Hoffnung für mich?*, dachte ich. Wie üblich habe ich auch auf dieser Konferenz in meiner stillen Zeit jeden Tag nach einem Bibelleseplan die Heilige Schrift gelesen. So schlug ich den Text in 2. Mose auf, der an diesem Tag dran war. Er war voll von Verheißungen, dass Gott Israel bewahren und behüten werde. Das war genau die Botschaft, die ich an diesem Tag nötig hatte.

Die Nachricht von dem zweiten Fall erreichte mich per Telefon. Ein Freund rief mich während meiner stillen Zeit an. Diesmal war ich noch geschockter, denn die Person, um die es sich handelte, stand mir sehr nahe. Ich ging ans Klavier, schlug mein Gesangbuch nach dem Zufallsprinzip auf und begann zu singen. Das erste Lied war „Leaning on the Everlasting Arms“ („Gehalten von den ewigen Armen“). Da stand ich nun und fragte mich: „Werde ich es schaffen?“ Und Gott erinnerte mich an seine Treue und daran, dass ich bei ihm geborgen war. Die Herausforderung bestand darin, das von ganzem Herzen zu glauben!

Wenn wir allein und entmutigt sind

Es gibt noch zwei andere Gelegenheiten, bei denen Jesus nach der Bibel die Himmelsstimme hörte. Das zweite Mal geschah, kurz nachdem er in Cäsaräa Philippi seinen Jüngern offenbart hatte, was eigentlich seine Mission war. Alle drei synoptischen Evangelien berichten davon (Matthäus 16,13ff.; Markus 8,27ff.; Lukas 9,18ff.). Vermutlich war dies das erste Mal, dass Jesus ganz offen erklärte, sein

gewaltsamer Tod bilde den Kern seiner Mission. Gerade eben hatte Petrus sein großartiges Bekenntnis abgelegt – „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“ – worauf ihn Jesus besonders ermutigte (Matthäus 16,16-19). Doch als Jesus über seinen Tod redete, fuhr ihn Petrus in einer Weise an, dass Jesus ausrief: „Geh weg von mir, Satan! Du bist mir ein Ärgernis; denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“ (16,23) Dann fuhr er fort und lehrte seine Jünger, wie teuer sie ihre Nachfolge zu stehen kommen würde.

Von hier an wollen wir dem Bericht des Lukas folgen. Lukas 9 ist eines der einsamsten Kapitel der Bibel. Einige Tage später nahm Jesus Petrus, Jakobus und Johannes mit auf einen Berg, um zu beten. Jesus wurde verklärt und sprach mit Mose und Elia „von seinem Ende“ (also vermutlich über seinen Tod, seine Auferstehung und seine Himmelfahrt). „Petrus aber und die bei ihm waren, waren voller Schlaf.“ Selbst nachdem sie aufgewacht waren, redete Petrus wirres Zeug über den Bau von Hütten. Lukas kommentiert das mit den Worten: „Er wusste aber nicht, was er redete.“ (Lukas 9,28-33) In diesem Augenblick wurde Jesus von einer Wolke überschattet und Gott sprach vom Himmel herab: „Dieser ist mein auserwählter Sohn; den sollt ihr hören!“ (9,34f.)

Jesu Einsamkeit ging mit der Verklärung nicht zu Ende. Als er in die menschliche Gemeinschaft zurückkehrte, fand er heraus, dass seine Jünger vergeblich versucht hatten, einem Jungen einen Dämon auszutreiben (Lukas 9,37-40). Nachdem der Vater des Kindes die Situation erklärt hatte, antwortete Jesus und sprach: „O du ungläubiges und verkehrtes Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein und euch erdulden?“ (9,41) Ich frage mich, wie oft jeder von uns schon heimlich ähnliche Sätze gesprochen oder gedacht hat. Mir ist das jedenfalls mehr als einmal passiert.

Jesus heilte den Jungen, und die Menschen waren entsetzt über die Herrlichkeit Gottes (9,42f.). Dann schreibt Lukas: „Als sie sich aber alle verwunderten über alles, was er tat, sprach er zu seinen Jüngern: Lasst diese Worte in eure Ohren dringen: Der Menschensohn wird überantwortet werden in die Hände der Menschen.“ (9,43bf.) Jesus forderte sie also auf, genau zuzuhören, welche Lasten er auf dem

Herzen hatte. „Aber dieses Wort verstanden sie nicht, und es war vor ihnen verborgen, sodass sie es nicht begriffen. Und sie fürchteten sich, ihn nach diesem Wort zu fragen.“ (9,45) Jesus war wieder einmal allein in seiner Einsamkeit.

Diese Einsamkeit wurde sicher noch größer, als die Jünger darüber zu streiten anfangen, „wer von ihnen der Größte sei“ (9,46). Dann lesen wir von Johannes, der einem Menschen verboten hatte, böse Geister im Namen Jesu auszutreiben, weil er ihnen nicht nachfolgte. Jesus wies ihn daraufhin zurecht (9,49f.). Es folgt eine kurze Notiz, dass die Samaritaner Jesus nicht aufnahmen, worauf Jakobus und Johannes fragten, ob sie „Feuer vom Himmel“ auf das entsprechende Dorf fallen lassen sollten. Jesus musste sie erneut zurechtweisen (9,51-55). Das Kapitel endet schließlich mit der Beschreibung von drei Möchtegern-Nachfolgern, die so unerwartete Antworten von Jesus bekamen, dass sich es sich vermutlich anders überlegten (9,57-62).

Was für eine Einsamkeit! Was für eine Entmutigung! Doch mitten in diesen Berichten von der Einsamkeit Jesu lesen wir von seiner Verklärung, von seinem Gespräch mit Mose und Elia und davon, dass er die Himmelsstimme hörte. Gott sprach also nicht nur deutlich hörbar zu ihm, er sandte auch zwei Menschen, die mit ihm über sein „Ende“ sprachen. Das Versagen seiner engsten irdischen Freunde, die nicht verstanden, was mit dem „Ende“ gemeint war, war sicher der Hauptgrund, warum sich Jesus so einsam gefühlt haben muss.

Es ist erhellend zu erkennen, dass auch Mose und Elia durch lange Zeiten der Einsamkeit hindurchgegangen sind und dass auch sie Gottes wunderbare Bestätigung erlebten. Mose klagt ja an verschiedenen Stellen über die Last, die er empfindet, weil er ein schwieriges Volk anführen soll, am meisten vermutlich in 4. Mose 11,11-15. Dort beantwortet Gott seine Not, indem er siebzig Älteste auf kraftvolle Weise mit demselben Geist erfüllt, der vorher in Mose war (4. Mose 11,16-30). Am einsamsten war Elia, so wird uns berichtet, nach dem Gottesurteil auf dem Berg Karmel. Offenbar war er kurz davor, in eine schwere Depression abzugleiten. Doch auch da sprach Gott zu ihm in seiner Niedergeschlagenheit und erzählte ihm von anderen, die wie er Gott die Treue gehalten hatten. Dann gab er ihm einen

neuen Dienstauftrag (1. Könige 19). Interessanterweise heilt Gott die Einsamkeit seiner Diener in beiden Fällen, indem er ihnen Kollegen an die Seite stellt. Es würde freilich hier den Rahmen sprengen, das näher zu untersuchen.

Paulus machte ähnliche Erfahrungen in Korinth (Apostelgeschichte 23,11) während seiner ersten Reise nach Europa. Er hatte ja in einer Vision einen Ruf nach Makedonien empfangen und sich dorthin auf den Weg gemacht, doch aus jeder makedonischen Stadt, die er besuchte, musste er fliehen, weil er bedroht wurde. In Philippi wurde er angeklagt und eingesperrt. Nachdem die Stadtoberen herausgefunden hatten, dass sie ihm als römischem Bürger damit Unrecht getan hatten, entschuldigten sie sich zwar bei ihm, verlangten aber trotzdem, dass er die Stadt verließ (Apostelgeschichte 16,22-40). In Thessalonich kam es zum Aufruhr, weshalb die Gläubigen Paulus in der ersten Nacht aus der Stadt brachten (17,5-10). Von da aus zog Paulus nach Beröa weiter, wo er zuerst wohlwollend empfangen wurde. Dann tauchten jedoch Juden aus Thessalonich auf, die die Menge aufstachelten, sodass Paulus so schnell wie möglich an die Küste gebracht wurde (17,11-14). Er wandte sich nun Athen zu und traf dort auf ziemlich gleichgültige Zuhörer, unter ihnen einige Intellektuelle, die die Nase rümpften, weil er an die Auferstehung glaubte (17,16-34). Es ist also nicht überraschend, dass er in Korinth, der nächsten Station seiner Reise, „in Schwachheit und in Furcht und mit großem Zittern“ (1. Korinther 2,3) ankam. Auch dort wurde er zunächst offen aufgenommen, recht bald aber von einigen Juden misshandelt und aus der Synagoge geworfen (Apostelgeschichte 18,6).

Paulus muss zu diesem Zeitpunkt ziemlich niedergeschlagen gewesen sein. Doch der Herr sprach zu ihm in einer Vision: „Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht! Denn ich bin mit dir, und niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden; denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt.“ (Apostelgeschichte 18,9f.) Durch diese Botschaft überzeugt blieb Paulus „dort ein Jahr und sechs Monate und lehrte unter ihnen das Wort Gottes“ (18,11). Und er hatte Erfolg: Trotz der anfänglichen Probleme existiert die Gemeinde in Korinth bis heute.

Eine ähnliche Vision bekam Paulus, nachdem er bei seinem letzten Besuch in Jerusalem verhaftet worden war. Diesmal war er nicht im Gefängnis, weil er das Evangelium gepredigt hatte, sondern weil man ihm vorwarf, den Tempel verunreinigt zu haben. Paulus war ein Patriot und hatte nichts weiter getan als auf Verlangen der Jerusalemer Gemeinde den Tempel zu besuchen, um damit seine Treue zum jüdischen Gesetz zu demonstrieren (Apostelgeschichte 21,20-26). Diese Verhaftung musste für ihn also besonders schwer zu verdauen sein. Doch in einer Nacht „stand der Herr bei ihm und sprach: Sei getrost! Denn wie du für mich in Jerusalem Zeuge warst, so musst du auch in Rom Zeuge sein.“ (23,11). Auch die Begegnung mit einem Engel auf der Überfahrt nach Rom, als das Schiff von einem fürchterlichen Sturm bedroht war (27,23f.), können wir zu den Worten Gottes rechnen, mit denen er seine Arbeiter aufrichtet, wenn sie einsam und entmutigt sind.

Als er über das Opfer nachdachte, das er zu bringen hatte

Zum dritten Mal hörte Jesus die Himmelsstimme in Johannes 12, als er über das Opfer nachdachte, das er zu bringen hatte. Johannes spricht bis dahin schon bei verschiedenen Gelegenheiten von der „Stunde“ oder „Zeit“ seines großen Opfers als von etwas, was in der Zukunft liegt (2,4; 4,21.23; 7,30; 8,20). Jetzt sagt Jesus zum ersten Mal selbst: „Die Zeit ist gekommen, dass der Menschensohn verherrlicht werde.“ (12,23) Von diesem Augenblick an spricht Johannes von der „Stunde“ oder „Zeit“ als von etwas, was nun angebrochen ist (12,27; 13,1; 17,1).

Unser Abschnitt zeigt uns einen Jesus, der sich unsicher ist, wie er mit seinem nahe bevorstehenden Tod umgehen soll. Er sagt: „Jetzt ist meine Seele betrübt. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde!“ Doch diesen Gedanken weist er zurück. Statt dem Kreuz auszuweichen, macht er sich noch einmal seinen Auftrag deutlich: „Doch darum bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verherrliche deinen Namen!“ (Johannes 12,27b-28a) Hier haben wir es also mit dem zu tun, was im Johannesevangelium dem Gebet im Garten Gethsemane entspricht.

Keiner von uns nimmt das Kreuz selbstverständlich auf sich. Ein Opfer schmerzt, und der Schmerz ist real. Aber es gibt in uns noch eine tiefere Sehnsucht als die Schmerzvermeidung. Wir wollen Gottes Willen tun. In den synoptischen Evangelien betet Jesus deshalb: „Nicht, was ich will, sondern was du willst“ soll geschehen (Markus 14,36). In dem Gegenüber im Johannesevangelium betet er: „Vater, verherrliche deinen Namen!“ (Johannes 12,28a) Für Johannes gehören Kreuz und Auferstehung als Verherrlichung Christi zusammen.

Gottes Antwort auf Christi Gebet ist deshalb besonders erhellend: „Ich habe ihn verherrlicht und will ihn abermals verherrlichen.“ (Johannes 12,28b) Gott hatte seinen Namen schon durch Jesu Wunder verherrlicht (2,11). Nun verheißt er, dass er ihn durch Jesu Tod, Auferstehung und Erhöhung erneut verherrlichen will. Gott sagt damit im Grunde nichts anderes, als dass Jesus ihm vertrauen kann. Er hat ihm in der Vergangenheit geholfen, und er wird ihm auch jetzt beistehen, wo es auf den Tod zugeht. Sein Tod wird zur Herrlichkeit führen. Dann sagt Jesus: „Diese Stimme ist nicht um meinetwillen geschehen, sondern um euretwillen.“ (12,30) Damit wollte er sicher nicht ausdrücken, dass sie ihn gar nichts angeht. Während die Botschaft vor allem für seine Jünger bestimmt war, war sie doch Gottes Antwort auf Jesu Bitte, seinen Namen zu verherrlichen. Deshalb hat sie auch Christus selbst ermutigt.

Dieses Wort Gottes lehrt uns etwas sehr Grundlegendes: Wenn wir an die großen Opfer denken, die wir aufgrund unserer Berufung zu bringen haben, dann erinnert uns Gott gleichzeitig daran, dass diese Dinge ihm Ehre geben, genauso wie er sich in ähnlichen Situationen verherrlicht hat.

Viele Menschen blenden das Leiden einfach aus, wenn sie an die Arbeit im Reich Gottes denken. Das ist ein großer Fehler. Im Neuen Testament wird uns immer wieder deutlich gemacht, dass wir leiden werden, wenn wir Gott die Treue halten. Wenn wir einen geistlichen Dienst übernehmen, streifen wir uns den Mantel Jesu über, den des leidenden Gottesknechtes. Paulus etwa gibt uns eine lange Liste von verschiedenen Leiden, die er um Christi willen erlitten hat. Er beschreibt sogar seine persönlichen Leiden als Leiden Christi (Philipper

3,10; Kolosser 1,24f.), womit er unterstreicht, dass Leiden ein Aspekt unserer Vereinigung mit Christus ist. Wenn wir also nicht mit Leiden rechnen, werden wir enttäuscht werden, wenn sie uns trotzdem ereilen, und vielleicht versuchen, ihnen durch Ungehorsam auszuweichen.

Trotzdem ist Leiden keine leichte Sache. Wer die Liebe als sein höchstes Ziel ansieht, wird zutiefst verletzt, wenn er gerade von den Menschen zurückgewiesen, abgelehnt, ausgebeutet oder feindselig behandelt wird, die er liebt. Das ist freilich das Schicksal von Gottes Dienern. Doch obwohl Leiden auf uns warten, erinnert uns Gott daran, dass auch unser Leiden Gott Ehre geben wird, genauso wie Christi Leiden ihm die Ehre gab. Dass das wahr ist, erkennen wir daran, dass Gott seinen Namen durch uns ja bisher schon verherrlicht hat. Mit Sicherheit kann er es dann auch in den Herausforderungen tun, vor denen wir stehen.

Das Zeugnis des Geistes

Die drei Bestätigungen, die Jesus bekam, hatten also etwas mit seiner Identität, Gewissheit und Bedeutung zu tun. Sie bestätigten Jesu Beziehung zu Gott und zeigten, dass Gott ihn und sein Werk annimmt. Wenn wir in unserer Gemeindegemeinschaft zufrieden sein wollen, müssen wir von genau diesen Dingen überzeugt sein. Sind wir in diesen Punkten unsicher, dann werden wir nicht nur unzufrieden mit unserem Leben, sondern auch anfällig für einige Kardinalfehler im christlichen Dienst, die wir uns noch näher betrachten werden. Mit diesen Überzeugungen sind wir dagegen in Gott geborgen und können in der Freiheit des Geistes leben. Paulus beschreibt diese Freiheit folgendermaßen: „Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsstet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater!“ (Römer 8,15) Auch wir brauchen in unserem Dienst diese Freiheit.

Unglücklicherweise erleben die meisten von uns diese Freiheit nicht einfach automatisch, sobald sie Christen werden. Jeder von uns hat erlebt, dass Menschen ihn ablehnen, verlassen oder verletzen. Sol-

che Erfahrungen reichen bis in die früheste Kindheit zurück. Allein die Tatsache, dass wir nun in der Gemeinde aktiv sind, bedeutet nicht, dass wir von solchen Erlebnissen ausgenommen sind. Im Gegenteil, die immer wieder implizierte Botschaft, dass wir nicht genügen, fällt bei uns auf einen so fruchtbaren Boden, dass wir sie oft für wahr halten. Dann hören wir die Botschaft, dass wir Gottes geliebte Kinder sind und von ihm eine ewige Bedeutung empfangen. Wir glauben dies zwar auf der intellektuellen Ebene, aber trotzdem fällt es uns schwer, uns im Alltag wie Menschen zu verhalten, bei denen Identität, Gewissheit und Bedeutung geklärt sind. Die Wahrheit sitzt in unseren Köpfen, aber sie hat es nicht bis ins Herz geschafft, denn der Weg zwischen Kopf und Herz wird oft durch schmerzhaftes Erinnerungen blockiert.

Wie aber können wir wirklich das besitzen, was uns als Kindern Gottes eigentlich gehört? Gott gebraucht viele Dinge, um uns dabei zu helfen. Der wichtigste Schlüssel ist der Glaube, dass die Bibel die Wahrheit sagt, wenn sie uns beschreibt. Die gute alte Methode, um Menschen Gewissheit über ihre Erlösung zu geben, ist immer noch die beste: Die Bibel sagt es, also sollten wir es glauben. Allerdings geht es hierbei um mehr als um intellektuelle Überzeugungen, zu unserem Menschsein gehören auch Gefühle und Emotionen. Verletzte Gefühle können die Wahrheit behindern, die wir eigentlich verstandesmäßig glauben, sodass sie uns nicht in Gewissheit, Freude und Freiheit führen kann. Doch Gott hat noch andere Wege als die Bibel, um die biblischen Wahrheiten uns gegenüber zu bezeugen. Ein erfahrener und gläubiger Seelsorger kann uns zum Beispiel bei der Heilung helfen, sodass wir die Wahrheit über uns besser begreifen lernen. Ebenso kann dies eine Gruppe von Menschen tun, in der wir Annahme und Bestätigung erfahren.

Römer 8 zeigt uns einen weiteren wichtigen Weg Gottes, uns unsere Stellung in Christus bewusst zu machen. Paulus ergänzt seine in Vers 15 ausgeführte Beschreibung der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes mit einer Erläuterung darüber, wie Gott uns unserer Adoption gewiss macht. Er sagt: „Der Geist selbst gibt Zeugnis unserm Geist, dass wir Gottes Kinder sind.“ (8,16) Ich vermute, dass das, was

dieser Vers beschreibt, auf uns einen ähnlichen Effekt haben könnte wie sie die hörbare Stimme Gottes auf Jesus und Paulus hatte. Wir wollen es das Zeugnis des Heiligen Geistes gegenüber dem menschlichen Geist nennen. Hierbei geht es darum, dass Gott persönlich zu uns gesprochen hat und uns davon überzeugt, dass wir zu ihm gehören und von ihm angenommen sind.

Aber wie können wir diese Gewissheit erlangen? Wie gibt der Geist Zeugnis unserem Geist? Schauen wir uns einige Beispiele an:

- Manchmal passiert es, dass ein Abschnitt der Bibel, den wir zufällig lesen, uns direkt ins Herz spricht. Wir sind freudig überrascht und merken, dass Gott unsere Situation kennt und weiß, was wir brauchen. Offensichtlich hat er es so geführt, dass wir gerade jetzt auf diesen Text stoßen.
- Es kann aber auch so etwas wie ein starker Eindruck sein. Manchmal handelt es sich dabei um ein Bibelwort, manchmal auch nicht. Das Besondere daran ist, dass dieser Eindruck gerade jetzt auftaucht, wo wir ihn für unseren Dienst bitter nötig haben.
- Es kann ein prophetisches Wort sein oder irgendein anderer besonderer Dienst, den ein begabter Diener Gottes an uns tut.
- Es kann auch eine hörbare Stimme sein, eine Vision oder ein Traum, so wie Jesus und Paulus es erlebt haben.
- Es kann eine Predigt sein oder ein Brief oder irgendetwas anderes, was genau in unsere Situation hineinspricht.
- Es kann sein, dass auf unsere Bedürfnisse mit einer Veränderung der Umstände geantwortet wird, etwa indem wir in finanziellen Notlagen plötzlich Geld zugesteckt bekommen.

Gott spricht auf all diesen Wegen zu uns und sagt uns, dass er mit uns ist, dass wir ihm gehören und dass er weiß, was wir brauchen. Das Ergebnis sind tiefer Friede und Freude und die Gewissheit, dass Gott sich um uns kümmert. Wenn wir solche Bestätigungen immer wieder erleben, wird die Botschaft der Welt, dass wir nutzlos sind, immer leiser, unbedeutender und verliert ihre Kraft. Wir lernen zu glauben, dass wir Gott gehören, dass Gott mit uns ist, dass er sich um

uns kümmert und uns gebraucht. Wir glauben die Wahrheit, dass wir Gottes Kinder sind, nicht länger nur mit unserem Intellekt, sondern nehmen sie auch in unserem Herzen an und das wird unser Verhalten grundlegend verändern.

Allerdings müssen wir uns in diesem Gebiet vorsichtig bewegen, denn viele behaupten heutzutage in missbräuchlicher Weise, dass Gott zu ihnen spricht. Oft genug ist das, was wir für Gottes Stimme halten, nur ein Ausdruck unserer Vorstellungen. Indem wir fragwürdige Methoden gebrauchen, schaffen wir es manchmal auch, uns selbst davon zu überzeugen, dass Gott uns etwas gesagt hat, was wir gerne hören möchten. In manchen Kreisen hat die Abhängigkeit von solchen „besonderen Worten Gottes“ sogar das Bibellesen verdrängt. Menschen, die ihre Probleme eigentlich mithilfe eines sorgfältigen Bibelstudiums lösen könnten, warten stattdessen auf ein direktes Reden Gottes.

Aufgrund dieses missbräuchlichen Umgangs müssen wir ganz genau hinschauen, wenn Menschen behaupten, sie hätten ein Wort von Gott. Wenn wir solche „Botschaften“ „empfangen“, müssen wir zunächst prüfen, ob sie in Einklang mit dem stehen, was die Bibel lehrt, denn Gott wird uns niemals eine Botschaft übermitteln, die seinem Wort widerspricht. Solche Botschaften sollten deshalb mit anderen Gemeindegliedern besprochen werden, damit sie von diesen bestätigt werden können. Trotzdem können wir uns niemals hundertprozentig sicher sein, dass es sich dabei um ein Wort Gottes handelt, deshalb dürfen wir ihnen auch nie dieselbe Autorität und Zuverlässigkeit wie der Bibel zuschreiben. Vielmehr besteht bei jeder Botschaft die ganz reale Gefahr, dass wir in unserem Glauben, sie komme von Gott, falschliegen.

In den oben betrachteten Stellen aus dem Neuen Testament wurden Jesus und Paulus durch Gottes Bestätigung dazu ermutigt, den schweren Weg des Gehorsams weiterzugehen. Wenn wir Gottes Stimme hören, sollte das das Ergebnis sein. Wir sollten dadurch die Kraft bekommen, den Preis des Gehorsams wirklich zu zahlen. Wir werden gewiss in unserem Vertrauen auf Gott, und wenn wir auf Ablehnung und andere Hindernisse stoßen, können wir treu weitermachen ohne aufzugeben.

Ich muss allerdings zugeben, dass ein Leben nicht genug ist, um die Wahrheit unserer Adoption durch Gott wirklich zu begreifen. Unsere Ängste, Komplexe und Schwächen können jedoch stark reduziert werden, wenn wir diese Wahrheit auf unser Leben anwenden. Natürlich werden wir in dieser Welt niemals vollkommen sein. Sorgen und Furcht bleiben unsere Begleiter, weil sie mit unserer Schwachheit zu tun haben. Wie gut tut es da zu wissen, dass „der Geist unsrer Schwachheit aufhilft“ (Römer 8,26).

Abschließend müssen wir also bekennen, dass Gott uns nicht gebraucht, weil wir so reife und abgerundete Individuen sind, sondern weil es ihm gefällt, irdene Gefäße zu benutzen. Denn dann bleibt die Ehre allein bei ihm!

Was wir tun können

Es gibt ein paar Dinge, die wir tun können, um sicherzustellen, dass wir mit einem Gefühl der Bestätigung durch Gott durchs Leben gehen. In jedem Dienst haben wir es mit Momenten zu tun, in denen unser Friede, unsere Freude und das allgemeine Gefühl von Gottes Wohlgefallen bedroht sind. Wir kommen zum Beispiel in schwierige Situationen. Bei solchen Gelegenheiten sollten wir uns nach Gottes Freude ausstrecken und uns nicht der Verzweiflung, der Bitterkeit oder dem Zorn hingeben. Als ich fünfzig wurde, beschloss ich, eine Liste mit den wirklich großen Kämpfen in meinem Leben zusammenzustellen. Mein dritter Punkt (nach den Kämpfen, mein Herz rein zu halten und Zeit fürs Gebet zu finden) war der ständige Kampf gegen den Ärger darüber, wie Menschen mich teilweise behandelten. Das ist eine entscheidende Schlacht und ich weiß, dass ich sie gewinnen muss, sonst liegen mein Leben und mein Dienst in Trümmern.

Im Alten Testament, vor allem in den Psalmen, lesen wir, dass wir den Herrn suchen und auf ihn warten sollen, wenn die Dinge nicht so gut laufen. David drückt seine Entschlossenheit dazu zum Beispiel in Psalm 27 aus, einem Psalm, der entstanden ist, als er in großen Schwierigkeiten war. In Vers 4 bittet er darum, „dass ich im Hause des Herrn bleiben könne mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu betrachten.“ In Vers 8

präzisiert er seinen Entschluss, Gottes Angesicht zu suchen. Der Psalm endet mit einer Ermahnung: „Harre des Herrn! Sei getrost und unverzagt und harre des Herrn!“ (27,14) Es ist möglich, dass David hier auf ein göttliches Wort oder eine entsprechende Tat wartete, die die Sehnsucht seines Herzens stillen konnten. Vielleicht spricht er aber auch nur allgemein davon, das Problem in der Gegenwart Gottes anzugehen, so wie das Jakob in Pnuël tat. Dort rang Jakob mit Gott und hatte einen festen Entschluss gefasst: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ (1. Mose 32,27)

Meinen ersten ernsthaften Kampf um die Freude in meinem Leben musste ich als Universitätsstudent bestehen. Mein Herz schlug für die Gemeindegarbeit, aber ich studierte Botanik, Zoologie und Chemie für meinen Abschluss. Ein Drittel meiner Examensnoten hing von der praktischen Arbeit im Labor ab, aber ich war noch nie besonders geschickt mit meinen Händen! Das Ergebnis war absehbar: Obwohl ich wirklich hart arbeitete, waren meine Noten nicht überragend. Als Folge davon hatte ich oft mit Entmutigung zu kämpfen. Während dieser Zeit habe ich es mir angewöhnt, lange Spaziergänge zu machen. Ich kehrte erst dann zurück, wenn ich das Gefühl hatte, dass die Freude im Herrn in mein Leben zurückgekommen war. Manchmal dauerte das ziemlich lange, aber ich habe auch dann durchgehalten und mit dem Herrn gerungen, bis ich seine Freude spürte. Auf dem Heimweg bin ich in die Fürbitte eingestiegen. Im Zentrum der immer wieder hergestellten Freude war die Gewissheit, dass Gott mit mir war und auf mich aufpasste. Wenn ich das in der Tiefe meines Herzens akzeptierte, hatte ich keinen Grund, niedergeschlagen zu sein.

Seit ich in den hauptamtlichen Dienst eingestiegen bin, wurde mein Leben etwas komplizierter. Mit Menschen zu arbeiten geht mit einigem Ärger und Verletzungen einher, und die dadurch entstehenden Wunden sind tief. Aber ich bleibe bei dem Prinzip, so lange mit dem Herrn zu ringen, bis die Freude zurückkehrt. Heute dauert es manchmal sehr viel länger als damals auf meinen Spaziergängen. Es passiert nicht selten, dass eine Angelegenheit, die ich als längst abgeschlossen betrachtet habe, wieder auftaucht und mich mit Bitterkeit

quält. Im Endeffekt bedeutet das, dass ich heute noch entschlossener in meinen Kampf um die Freude im Herrn hineingehen muss. Meistens kommt der Durchbruch erst dann, wenn ich von ganzem Herzen und ohne Vorbehalte dem Gedanken zustimme, dass Gott aus dem in meinen Augen Schlechten etwas Gutes machen wird, weil er mit mir ist. Sorgen und Ärger sind also fehl am Platz.

Wenn ich entmutigt oder genervt war, habe ich in den letzten Jahren oft zum Gesangbuch gegriffen. Ich war einfach zu aufgewühlt, um mit eigenen Worten zu beten, deshalb habe ich mir die Texte der Lieder geborgt. Die Musik ist eine zusätzliche Hilfe, um die Wahrheiten dieser Texte ins Herz sinken zu lassen, denn Musik ist die Sprache des Herzens. Es gibt Fälle, da kann ich anfangs gar nicht laut singen, weil ich so niedergeschlagen bin. Dann setze ich mich ans Klavier, spiele die Melodie und lese still den Text dazu. Mit der Zeit erfasst mich jedoch die ewige Wahrheit, die in diesen Liedern ausgedrückt wird, und ich fange befreit und voll Freude an zu singen.

Ich glaube, dass diese Gewissheit, die aus dem Ringen mit Gott kommt, eine ähnliche Erfahrung ist wie das, was Jesus und Paulus in Zeiten der Krise erlebt haben. Gott lässt sein Wort in unsere aufgewühlten Seelen sinken, sodass in uns die Zuversicht wächst, trotz der Schwierigkeiten, denen wir ausgesetzt sind.

Manchmal sind unsere Krisen ja auch Gelegenheiten, die Herrlichkeit von Gottes Bestätigung neu zu erfahren. Menschliche Ablehnung kann eine Chance sein, die Tiefe göttlicher Annahme zu erleben. Die damit verbundene persönliche Zuwendung Gottes gleicht in solchen Fällen den Schmerz, den Menschen uns zugefügt haben, mehr als aus. David etwa konnte sagen: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.“ (Psalm 27,10)

Dienen ohne Gottes Bestätigung

Es ist sehr gefährlich, wenn wir an den geistlichen Dienst herangehen, ohne unsere Identität, Gewissheit und Bedeutung in Gott gefunden zu haben. Die Geschichte lehrt uns, dass sich oft Menschen unter großem Einsatz an die Spitze arbeiten, die unter einer tiefen Unsicherheit leiden. Erfolg, für den sie alles tun würden, erscheint

ihnen als Weg, um diese Unsicherheit zu überwinden. Auch im christlichen Bereich kämpfen nicht wenige Leiter mit Minderwertigkeitsgefühlen. Dass sie es trotzdem bis an die Spitze geschafft haben, kann ein großartiges Zeugnis für die Gnade Gottes sein. Allerdings müssen sie ihre tief verankerte Unsicherheit ersetzen durch eine genauso tief verankerte Gewissheit und Freude darüber, dass sie Gott vertrauen können, er sie als Kind angenommen hat und sie gebrauchen will.

Wenn wir ohne diese Gewissheit in Christus in die Gemeindegliederarbeit einsteigen, wird unsere Unsicherheit unser Tun auf verschiedene Weise beeinflussen. Nicht selten geschieht es zum Beispiel, dass christliche Mitarbeiter ihre Identität und Bestätigung bei den Menschen suchen, mit denen sie zu tun haben.

- Manche werden besitzergreifend und versuchen die Menschen zu eng an sich zu binden. Es gibt jedoch Zeiten, in denen wir Menschen ziehen lassen müssen, weil sie woanders besser geistlich wachsen können. Unsichere Leiter würden dazu freilich niemals ihre Zustimmung geben.
- Unsicheren Leitern fällt es enorm schwer, wirklich begabte Lehrer oder Prediger in ihre Gemeinde einzuladen. Sie haben viel zu viel Angst, dass sie damit die Kontrolle über ihre Gemeindeglieder verlieren könnten.
- Manche Leiter sind von ihrer Arbeit geradezu besessen. Sie würden niemals einem Menschen eine Aufgabe übertragen, der sie besser erledigen könnte als sie selbst. Das führt dazu, dass in nicht wenigen Fällen Vorstände oder Kollegen vor der schmerzlichen Herausforderung stehen, diesem Leiter deutlich zu machen, dass es an der Zeit ist, einen bestimmten Bereich abzugeben oder sich sogar ganz aus der Arbeit zurückzuziehen.
- Kritik anzunehmen fällt unsicheren Leitern ebenso schwer wie der Umgang mit Hindernissen auf ihrem Weg. So etwas geht zwar an keinem spurlos vorüber, wer allerdings seinen Frieden in Gott gefunden hat, kann damit deutlich besser umgehen. Wer seine Bestätigung aus seiner Arbeit zieht, reagiert bei Kritik

schnell überzogen und in einer Weise, die Menschen verletzt und den Dienst gefährdet. Typisch für so einen unguten Umgang mit Kritik sind Bitterkeit, Zorn, Rachedgedanken, Niedergeschlagenheit und Enttäuschung. Nicht wenige entscheiden sich dann, ab sofort auf Nummer sicher zu gehen und nie mehr etwas Riskantes zu wagen.

- Manche sind von einem brennenden Verlangen erfüllt, den Menschen etwas zu beweisen. Dabei haben sie vielleicht Botschaften aus ihrer Kindheit und Jugend im Hinterkopf, wie etwa: „Aus dir wird nie etwas!“ Durch ihren Erfolg wollen sie es jetzt allen zeigen. Damit werden sie jedoch niemals zufrieden sein, denn Menschen sind in Bezug auf die Wertschätzung unserer Arbeit sehr schwankend und unzuverlässig.
- Manche wirken sogar sehr demütig, so als hätten sie einen dienenden Geist. Sie arbeiten sehr hart und halten sich an die Regeln. Sie sind immer bereit, anderen zu helfen, aber tief in ihrem Herzen sind sie bitter, weil sie sich von anderen ausgenutzt fühlen. Sie behaupten zwar, dass ihnen die Anerkennung von Menschen nicht wichtig ist, aber sie ärgern sich darüber, dass man ihren Einsatz für selbstverständlich hält. Normalerweise halten sie diesen Ärger gut verborgen, aber manchmal kommt er doch zu Vorschein, in der Regel durch einen plötzlichen Ausbruch lange angestauter Wut, die sich über ein völlig ahnungsloses Opfer ergießt, das nicht weiß, wie ihm geschieht. Nichts kann diese Menschen wirklich glücklich machen, denn wenn andere etwas für sie tun würden, dann wären sie ihnen ja etwas schuldig. Das können sie jedoch nicht riskieren, denn damit verlören sie etwas, woraus sie ihre Lebensberechtigung ableiten. So halten sie an ihrem Selbstverständnis fest, dass sie in ihrer harten Arbeit nicht gewürdigt und ausgenutzt werden. Damit entschuldigen sie auch ihre Freudlosigkeit. „Ich bin nicht glücklich, weil die anderen mich so schlecht behandeln.“ Solche Menschen müssen Kinder des Königs werden, bevor sie Diener der Menschen sein können.

Ich bin davon überzeugt, dass sich die meisten von uns zu einem gewissen Grad in der eben aufgezählten Liste wiederfinden. Ernsthafte Probleme bekommen wir jedoch, wenn uns solche Haltungen beherrschen. Falls diese oder ähnliche Gefühle in uns auftauchen, sollten wir also die Gelegenheit ergreifen, unsere Identität, Gewissheit und Bedeutung neu in Gott festzumachen, denn dies alles kann nur von ihm kommen.

Dienschaft kommt aus der Annahme

Menschen, die ihre Identität, Gewissheit und Bedeutung von Gott bekommen, haben die Kraft anderen zu dienen. Diener tun viele Dinge, die demütigend sind. Sie sind nicht Herren über ihre eigene Zeit, sondern ganz von den Launen ihrer Herren abhängig. Und oft verlangt etwas plötzlich ihre Aufmerksamkeit, obwohl sie eigentlich anderes zu tun hätten. Man muss also eine sehr starke Persönlichkeit haben, um als Diener fröhlich zu bleiben.

In diesem Zusammenhang ist es bezeichnend, dass zwei der bekanntesten Abschnitte, in denen Jesus als Diener dargestellt wird, zunächst von seiner Hoheit reden. Der erste Text zeigt uns, wie Jesus seinen Jüngern die Füße wäscht. Johannes beginnt seine Beschreibung dieser Begebenheit mit folgender Aussage: „Jesus aber wusste, dass ihm der Vater alles in seine Hände gegeben hatte und dass er von Gott gekommen war und zu Gott ging“ (Johannes 13,3). Das ist eine sehr starke Aussage über seine Identität, seine Autorität, sein Schicksal und seine Bedeutung. „Wusste“ ist im Original ein Partizip („wissend“) und die dazugehörenden konjugierten Verben finden wir im nächsten Vers, in dem es heißt: „Da stand er vom Mahl auf, legte sein Obergewand ab und nahm einen Schurz und umgürtete sich.“ Die Verben „aufstehen“, „ablegen“ und „umgürten“ sind also möglich, weil Jesus wusste, dass der Vater ihm alles in seine Hände gegeben hatte. Er wusste, woher er kam und wohin er gehen würde. Jesu erhöhte Identität gab ihm die Kraft, ein Diener zu sein.

Den anderen Abschnitt finden wir in Philipper 2,7f., wo es heißt: Christus „entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt.

Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.“ Auch hier lesen wir im Vers vor dieser Beschreibung der Erniedrigung: Christus, „der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein“ (2,6). Auch die Verse danach sprechen von seiner Erhöhung: „Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters.“ (2,9-11)

Wer sich seiner herausgehobenen Identität in Christus in der Tiefe seines Herzens bewusst ist, muss nicht so tun, als sei er anderen überlegen, und braucht sie auch nicht schlechtzumachen. Solche Menschen sind vielmehr völlig begeistert von ihrem unglaublichen Status, der ihnen einfach übertragen wurde, ohne dass sie es verdient hätten. Und sie sind geradezu verliebt in Christus, der ihnen diesen Status gegeben hat. Deshalb wollen sie den Rest ihres Lebens damit verbringen, andere aufzurichten und tun dies in der Kraft dessen, was Gott für sie getan hat. Auf dem Hintergrund dieser ewigen Bedeutung, die sie durch den ewigen Gott bekommen haben, empfinden sie Menschen nicht mehr länger als eine Bedrohung. Sie sind frei, Diener zu sein!

Die Kraft unserer Identität, Gewissheit und Bedeutung kommt von der Tatsache, dass wir Gottes Kinder sind, von ihm angenommen wurden und er uns eine Rolle gibt, die wir in seinem ewigen Reich zu spielen haben. Lasst uns in dieser Grundeinstellung an unseren Dienst herangehen.